SOZIALKUNDEBRIEFE

FÜR JUGEND UND SCHULE

HERAUSGEGEBEN VON DER HESSISCHEN LANDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST

Ausgabe C/7 Februar 1956

HEINRICH HEINE

13. 12. 1797 – 17. 2. 1856

Zu seinem 100. Todestag

„Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln . . ."

(Heinrich Heine in seinem Testament)

Vorwort

Um keinen deutschen Dichter und Schriftsteller ist so leidenschaftlich gestritten worden wie um Heine. Im eigenen Lande in den Himmel gehoben und in die Hölle gestürzt, im fremden geliebt und populär wie nahezu kein anderer deutscher Dichter; einerseits Ironiker und Satiriker, andererseits Balladendichter und Lyriker des reinsten und tiefsten Wortes neben Goethe, Mörike und Eichendorff; mit Görres und Börne Begründer des Journalismus; „Bannerträger der Freiheit"; Soldat des Geistes, die Feder sein Schwert; politisches Denken und politische Prophetie seine Stärke, Geist und Witz seine Waffen; Jude und Freund der Unterdrückten, Bürger und Empörer, mit dem Herzen in Deutschland, mit dem Verstande in Frankreich; Harmonie suchend und nicht findend; widerspruchsvoll, janusköpfig und doppelseelisch sein schwer zu enträtselndes Wesen; immer aber ein in seiner Gesamthaltung bedeutender Repräsentant jüdischen Geistes von europäischem Range – das alles ist Heinrich Heine.

Hiernach würde jeder Versuch, an dieser Stelle ein umfassendes Porträt Heines zu zeichnen, unzulänglich bleiben, kann also nicht unsere Aufgabe sein. Entsprechend unserer Zweckbestimmung beschränken wir uns daher in der Hauptsache auf Heine als politischen Publizisten. Neben der zum Verständnis notwendigen Schilderung seiner Zeit und seines Lebenslaufes soll vor allem eine Auswahl von Selbstzeugnissen sprechen. Das ist der Inhalt der nachfolgenden Publikation.

Wie schon gesagt: das Urteil des deutschen Volkes über Heine schwankte seit seinem Tode bis heute, es wechselte zwischen Vernachlässigung, Verurteilung, Anerkennung und gänzlicher Unterdrückung. Letztere Phase, erst ein reichliches Jahrzehnt zurückliegend, macht allein schon diese Publikation im Hinblick auf die Jugend, für die sie vornehmlich bestimmt und für die Heine weitgehend unbekannt ist, notwendig.

Auch in der Gegenwart entzieht sich Heine noch immer dem Verständnis weiter Kreise unseres Volkes. Vielleicht findet er im Jahre seines 100. Todestages eine gerechtere Beurteilung in dem Lande, dessen er, erfüllt von Liebe und Sehnsucht, im Exil mit den Worten gedachte:

„Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land,
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd' ich es immer wieder finden."

I

HEINE UND SEINE ZEIT

Heine kann ohne Kenntnis der Zeit, in die er hineingeboren wurde, nicht verstanden werden. Hier liegen die Voraussetzungen seiner politischen Publizistik, von hier geht der Weg zu Platz und Rang, den er in der politischen Geschichte unseres Volkes und darüber hinaus Europas einnimmt. In der deutschen Jugend jener Zeit, noch aufgewachsen in der Epoche des absolutistischen Staates und in den Jahren der Fremdherrschaft Napoleons, wirkte das Erlebnis der Freiheitskriege von 1813—1815 stark nach. Leipzig und Waterloo blieben unvergessen. Die Sehnsucht nach politischer Freiheit und nach der Ablösung des absolutistischen durch den Verfassungsstaat war erwacht. Friedrich Wilhelm III. weckte durch sein zu Beginn der Freiheitskriege gegebenes Versprechen, eine „aus dem ureigensten Geiste des deutschen Volkes heraustretende" Verfassung zu gewähren, Ideale und Wünsche, die aber, zumindest in Preußen, ohne Verwirklichung blieben.

Wiener Kongreß und „Heilige Allianz"

„Lassen Sie uns gemeinschaftlich die Morgenröte einer schöneren Zeit begrüßen", mit diesen Worten begann Hegel seine Vorlesungen an der Heidelberger Universität im Oktober 1816. Sie waren gerichtet an eine Jugend, die von den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges in die Hörsäle zurückgekehrt war. Durch Hegels Mahnruf, „über die Interessen des Tages sich zu erheben und für das Wahre, Ewige und Göttliche empfänglich" zu sein, wurde die Jugend in den Zwiespalt zwischen Idee und Realität, zwischen absolutistisch-feudalem und ästhetisch-philosophischem Staat gestürzt. Hegels später verkündete Hoffnung von der anbrechenden Morgenröte einer schöneren Zeit — von ihm im Reiche des Geistes, von der deutschen Jugend in der politischen Wirklichkeit herbeigesehnt — war durch den Wiener Kongreß von 1814—15 unerfüllt geblieben. Seine Ergebnisse und Auswirkungen: Rückkehr und Festigung des „Ancien Régime", Wiederherstellung der absoluten Monarchie, Verweigerung der Verfassung und damit weitere politische Ohnmacht des Volkes. (Im Gegensatz zu Preußen und Österreich erhielten die süddeutschen Staaten Verfassungen: Bayern und Baden im Jahre 1818, Württemberg 1819 und Hessen-Darmstadt 1820.) Die Diplomaten, Repräsentanten ihrer Fürsten, nicht der Völker, regierten. Das Jahr 1815 mit dem Zusammenschluß von 39 souveränen Staaten zu dem losen und ohnmächtigen Gebilde eines als „Deutscher Bund" bezeichneten Staatenbundes und mit der Gründung der sich zunächst auf Rußland, Österreich und Preußen stützenden „Heiligen Allianz" betrog die Generation der Befreiungskriege um die Früchte des Sieges, an dem sie teilgehabt hatte und brachte die Wiederherstellung des Feudalismus, der alten Machtverhältnisse, der Kleinstaaterei. Kurz: die Restauration hatte gesiegt.

Eine neue Nacht politischer Unfreiheit senkte sich über Deutschland.

„Ich klage an . . ."

Uhlands Ruf

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwerterstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich"

und Heines „J'accuse („Ich klage an")

„Ich erhebe gegen die Verfertiger dieser Urkunde
meine Anklage und klage sie an des mißbrauchten
Volksvertrauens,
ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät,
ich klage sie an des Hochverrats am deutschen Volke,
ich klage sie an"

erhellen scharf die politischen Zustände der damaligen Zeit. Heine hat Jahre später den Fürsten, die die Bundesakte zur Gründung des „Deutschen Bundes" auf dem Wiener Kongreß schufen, diese Anklage entgegengeschleudert.

Das Biedermeier

Das englische Bürgertum hatte im 17. Jahrhundert (1688/89), das französische im 18. Jahrhundert (1789) seine politische Freiheit erkämpft. Die Ideen der französischen Revolution blieben zwar nicht ohne Wirkung auf das deutsche Bürgertum, trieben es aber damals noch nicht auf die Barrikaden. Im Gegenteil: nach den aufrüttelnden Ereignissen, den tiefgreifenden Bewegungen im Zeitalter Napoleons trat eine Phase der Entspannung und der politischen Resignation ein. Ruhe, Behaglichkeit, Beschaulichkeit, kleinbürgerlicher Horizont waren die Merkmale bürgerlichen Lebens. Die Kultur des „Biedermeier" hatte ihren Einzug gehalten. Heine charakterisierte sie mit den Worten: „Man übte Entsagung und Bescheidenheit, man beugte sich vor dem Unsichtbaren, haschte nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagte und flennte." „Symbol dieser Zeit war der Nachtwächter."

Das „Junge Deutschland"

In dieser leidenschaftslosen Zeit gab es nur ein vorwärtsdrängendes Element: die deutsche Jugend. Sie kannte im Gegensatz zum friedlichen Bürger keine soziale und politische Gleichgültigkeit mehr. Diese Jugend gab ihren nationalen und freiheitlichen Ideen Ausdruck. Die Kritik wurde wach. Die Opposition begann sich zu regen. Es bildete sich zum ersten Male so etwas wie die öffentliche Meinung. Der Boden für die politische Publizistik eines Görres, Börne und Heine war bereitet. Das „Junge Deutschland" wurde geboren.

Diese geistige Bewegung — mit Ausnahme der ihr im Anfang angehörenden Börne und Heine ohne große Talente, in ihrem Ziel und ihren Ausdrucksmitteln völlig unkünstlerisch — stellte die Poesie ausschließlich in den Dienst der Politik. Ihre Gegnerschaft richtete sich weniger gegen die Klassiker als gegen die Romantiker, deren Parole hieß: Entfernung von Realität, Gegenwart und Politik. Die Jungdeutschen in ihrer Hinwendung zum Realismus gaben dem Ausdruck, was ihre Generation bewegte: Kampf um die persönliche und allgemeine Freiheit gegen die Reaktion. Auf eine einfache Formel gebracht: ihre Leistung lag nicht in der Dichtung, sondern in der Gesinnung.

„Fürst von Mitternacht"

Das Wartburgfest vom 18. 10. 1817 — leidenschaftlicher Ausdruck der in der Burschenschaft zusammengeschlossenen freiheitlichen studentischen Jugend — löste auf Betreiben Metternichs, des nach Napoleons Sturz die europäische Szene souverän beherrschenden Staatsmannes, die Karlsbader Beschlüsse vom 20. 8. 1819 und die Wiener Schlußakte von 1820 aus. Das politische Leben in Deutschland wurde damit in Fesseln gelegt. Der Zensor regierte. Die Universitäten wurden unter strenge Staatsaufsicht gestellt. Die Burschenschaften wurden aufgelöst, ihre Farben Schwarz-Rot-Gold verboten. Die Kämpfer für die Freiheit ihres Volkes wurden in ganz Deutschland als Demagogen verfolgt, füllten Gefängnisse und Festungen. Die mutigsten und besten Köpfe aller Stände, unter ihnen Dichter, Gelehrte, Studenten und Journalisten, wurden, wenn nicht inhaftiert, zur Auswanderung gezwungen. Die Reaktion unter Metternich, von Heine „Fürst von Mitternacht" genannt, hatte gesiegt. Deutschland war ein geistiges Zuchthaus geworden und sollte es noch lange bleiben.

Jude und Bürger — unfrei sind beide

Die mit dem Wiener Kongreß anbrechende Epoche der Restauration entzog den Juden die Freiheit und Gleichberech-

tigung, derer sie sich erfreut hatten. Sie verloren wieder die erworbenen Bürgerrechte, das Ghetto, das sich geöffnet hatte, schloß sich wieder. Börne verlor sein Amt im Polizeidienst der Stadt Frankfurt a. M., das Jahr 1819 sah größere Judenverfolgungen. Die Juden standen wieder dort, wo sie schon immer gestanden hatten: außerhalb der Gesellschaft.

Börne schrieb 1819 unter dem Eindruck der Judenverfolgungen: „Das aufgeklärte Volk wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauch der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig sei, und daß man es zu Gefängniswärtern der Juden bestellt, weil die Gefängniswärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Tür mehr den Ausgang versperrte, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind beide." In der Erkenntnis, daß beide — Christen und Juden — unfrei waren, ging es ihnen nicht nur um das begrenzte Anliegen der Judenemanzipation, sondern um mehr: der geknechtete Jude ging mit dem geknechteten Bürger liberaler Prägung im Kampf gegen die Reaktion ein Bündnis ein, das der Erringung der allgemeinen geistigen, politischen und sozialen Freiheit galt.

Heinrich Heine im Alter von 53 Jahren

Napoleon und der Liberalismus

Die Revolution von 1789 beschenkte mit ihren freiheitlichen Ideen in Deutschland zuerst das rheinische Bürger- und Judentum. An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurde der Liberalismus im Rheinland geboren, gespeist aus den Quellen der französischen Verfassung und Gesetzgebung. Adel und höherer Klerus verloren in dieser Zeit vorübergehend ihre Vorrechte, die Rechtsgleichheit, auch für die Juden, trat ein. In diese liberale Zeit, in diese Landschaft bürgerlich-freiheitlichen Geistes wurde Heine als Sohn jüdischer Eltern hineingeboren. Die Eindrücke, die er in seiner Kindheit und Jugend empfing, formten entscheidend zwei seiner späteren Wesenszüge: Freundschaft zu Frankreich und Verehrung Napoleons. Das Urteil über ihn hatte sich nach seiner Abdankung rasch gewandelt. Er galt nicht mehr als Unterdrücker, sondern als der große Sohn und Erbe der Revolution und als das Opfer der reaktionären Feudalmächte Österreich, Preußen und Rußland. In den Augen der deutschen Liberalen war er „ihr unvorsätzlicher Wegbahner". Mit dem Urteil über Napoleon wandelte sich auch das über Frankreich. Die Zeit war gekommen, daß viele freiheitlich gesinnte Geister Deutschlands ihren Blick oder Schritt nach Frankreich lenkten, weil sie von dort Befreiung erwarteten.

Die Juli-Revolution

Trotz der Rückkehr der Bourbonen unter Ludwig XVIII. im Jahre 1814 blieben die Ergebnisse von 1789 in Frankreich unangetastet, wenn auch starke Gegensätze zwischen dem Bürgertum, das die Errungenschaften der Revolution verteidigte, und dem Adel, der den Verlust von Vorrechten und Besitz rückgängig machen wollte, aufkamen. 1824 wurde Karl X. König von Frankreich. Unter seiner Herrschaft wuchsen die Gegensätze. Schauplatz der Auseinandersetzungen war das Parlament, nicht die Straße; Ludwig XVIII. hatte 1814 Frankreich eine Verfassung, die berühmte Charte, gegeben, die die Grundsätze der Gewaltenteilung und die Berücksichtigung des Zweikammersystems enthielt. Im Juli 1830 versuchte Karl X. durch die sogenannten Ordonnanzen das königliche Verordnungsrecht auf die Kontrolle der Wahlen, die Abänderung des Wahlgesetzes und die Aufhebung der Pressefreiheit auszudehnen. Die Opposition, bestehend aus Arbeitern, Studenten und napoleonischen Veteranen, geführt von Advokaten und Literaten, erhob sich und zwang Karl X. zur Flucht. Als Kandidat des Bürgertums übernahm Herzog Louis Philippe von Orléans die Würde eines Königs der Franzosen, nicht aber die eines Königs von Frankreich. „Der König herrscht, aber er regiert nicht." Er ist nichts anderes als der erste Bürger. Die Zeit der absoluten Monarchie, des Gottesgnadentums ist vorbei. Die konstitutionelle, die parlamentarische Monarchie trat an ihre Stelle. Frankreich, Vorbild und Wegbahner für den übrigen Kontinent, durchlebte unter der Julimonarchie eine blühende Zeit. Literatur und Kunst lebten auf, Paris war Treffpunkt bedeutender Geister und angefüllt mit neuen und belebenden Ideen. Alles atmete Lust an der Kritik, die politische Diskussion stand hoch im Kurs. Es war jene Zeit, die Heine im Jahre 1831 nach Paris zog und in der er sich so wohl fühlte, daß er ausrief, man solle nicht mehr sagen: „Glücklich wie ein Fisch im Wasser", sondern „Glücklich wie Heine in Paris".

Heine in Frankreich

Die Julirevolution hatte Heine in Helgoland überrascht. Sie wurde von ihm und der deutschen Jugend jubelnd begrüßt. Seine Worte, bereits 1828 geschrieben, galten jetzt um so mehr: „Die Freiheit ist die Religion unserer Zeit, die Franzosen sind das auserlesene Volk der neuen Regierung. Paris ist das neue Jerusalem und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Franzosen trennt von dem Land der Philister." Heine, noch in Deutschland, rief:

„Daß ich bequem verbluten kann,
gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
in dieser engen Krämerwelt."

Mit seiner dauernden Übersiedlung aus dem Polizeistaat Metternichs nach Paris, der „Hauptstadt der europäischen Revolution", gewann er das ersehnte weite Feld. Er verließ ein Deutschland unsagbarer Enge, geistiger Unfreiheit und

politischen Jammers, um in Paris die freie Luft eines politischen Lebens, das Parteien und Parlament kannte, zu atmen. „In dieser Luft von Paris heilen alle Wunden viel schneller als irgendanderswo; es ist in dieser Luft etwas so Großmütiges, so Mildreiches, so Liebenswürdiges wie im Volke selbst." Er begann seine kulturvermittelnde Rolle, eine der großen Aufgaben seines Lebens, zu spielen. Er schrieb über Deutschland in französischen Zeitschriften und über Frankreich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung". Er, führender, scharfsichtiger und witziger Vertreter des oppositionellen, des anderen Deutschland, suchte und fand Aufnahme und Freundschaft bei der geistigen Elite des damaligen Frankreich, so bei Balzac, Hugo, Musset, Béranger, Berlioz, Merimée, Sainte-Beuve, Dumas und George Sand. Politisch gesehen, waren diese Köpfe „in der Gegenwart Liberale, in der Zukunft Republikaner, doch für die Vergangenheit blieben sie Anbeter Napoleons". Für Heine ist das, was den Republikaner betrifft, nur bedingt richtig, in jedem Fall aber „vereitelte er die Ränke der Feinde der Demokratie", wo er nur immer konnte.

Auf der Brücke zweier Zeiten

Von England her klopfte in ersten, wenn auch noch schwachen Tönen ein neues Zeitalter an die Tür des kontinentalen Europa. Der Untergang der Stände, die Geburt zweier neuer Klassen kündigte sich an: Unternehmer und Arbeiter, Kapital und Proletariat. Heine hörte und sah diese Zeichen. Er ahnte nicht nur, sondern er wußte, daß hier etwas im Aufbruch war, was die Welt bewegen und umgestalten würde. Heine eilte als politischer Denker seiner Zeit weit voraus und erkannte, daß die soziale Frage wichtiger als die politische sein würde. Die Terminologie von 1789 war für ihn schon veraltet, die Erringung der sozialen Freiheit wurde ihm entscheidender als die der politischen, die Frage der Staatsform trat bei ihm in den Hintergrund, weil sie für die soziale und geistige Befreiung der Massen von zweitrangiger Bedeutung ist. (Ein Demokrat muß nicht notwendigerweise ein Republikaner sein.)

Heine, in Frankreich immer „im Zwischenraum auf der Brücke zweier Zeiten" stehend, verschwistert mit Vergangenheit und Zukunft, von seinen eigenen Zeitgenossen wegen seiner politisch-sozialen Erkenntnisse oftmals unverstanden und bekämpft, sich von der Enge, Starre und Einsichtslosigkeit der im politischen Tageskampf verharrenden und nicht aus dem feineren Ton des Künstlers geformten Jungdeutschen völlig lösend, hörte doch nie auf, für die Ideen der bürgerlichen Freiheit zu kämpfen, eine mächtige Stütze der politischen Opposition in Deutschland zu sein. Er bediente sich dabei in Stoffwahl und Ausdruck der Mittel, die die Zeit zuließ.

Goethe, über Lessing urteilend, sagte: „Daß er immerfort polemisch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit seiner Zeit." Gleiches gilt für Heine.

Ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit

In Deutschland, das Heine von seiner Wahlheimat Frankreich aus nur wenige Male auf kurze Zeit besuchte, hatte, wie überall in Europa (Belgien, Polen), die Julirevolution ihre Spuren hinterlassen. In den süddeutschen Landtagen regte sich eine scharfe Opposition, der Liberalismus wurde radikaler, Georg Büchner schrieb „Dantons Tod". Sachsen, Hannover und Kurhessen erhielten eine konstitutionelle Verfassung. Die in Hambach im Mai 1832 unter Beteiligung von mehr als zwölftausend Personen abgehaltene Kundgebung für Demokratie und Einheit und das Studentenattentat auf das Organ des „Deutschen Bundes", den in Frankfurt in Permanenz tagenden Deutschen Bundestag, führten 1835 auf Betreiben Metternichs zu einer Verschärfung der Karlsbader Beschlüsse von 1819. Die Demagogenverfolgung setzte wieder in aller Schärfe ein, Zensor und Spitzel regierten strenger als je zuvor; auch der Druck von Heines Arbeiten wurde verboten, jede Möglichkeit zur Betätigung als politischer Journalist wurde ihm auf Jahre hinaus genommen. Uhland wurde gemaßregelt, Fritz Reuter erhielt Festung, die „Göttinger Sieben", Universitätsprofessoren, gegen den Verfassungsbruch des Königs protestierend, wurden abgesetzt. Die immer wacher und größer werdene Opposition gegen das System Metternichs ließ sich auf die Dauer nicht mehr unterdrücken. Der Boden für die Märzrevolution von 1848 wurde vorbereitet und getragen durch politische Publizistik und politische Lyrik. Trotzdem erstarkte das Bürgertum politisch nur langsam. „Metternich hatte das schlafende Deutschland, welches sich hier und da das Bett etwas heruntergestrampelt hatte, sorgfältig wieder zugedeckt." Als die deutsche Revolution, ausgelöst durch die französische Februarrevolution von 1848, Wirklichkeit wurde — geschichtliche Wirklichkeit allerdings nur als Episode — senkten sich in Paris die immer stärker werdenden Schatten eines langen Siechtums auf Heine. Sein Werk als politischer Publizist war zu dieser Zeit nahezu abgeschlossen. Acht Jahre später fiel er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, unbesiegt mit ungebrochenen Waffen als braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.

* * *

II

HEINES LEBENSLAUF

Geburt und Elternhaus

Heinrich Heine wurde als erstes Kind jüdischer Eltern (Samson Heine und Peira — später Betty genannt — van Geldern) am 13. Dezember 1797 in Düsseldorf geboren. Er erhielt den Vornamen Harry, änderte diesen jedoch bei seinem 1825 erfolgten Übertritt zum Christentum in Heinrich.

Der Vater stammte aus Hannover und war Kaufmann. In seinen jüngeren Jahren hatte er als „Proviantmeister mit Offiziersrang" im Gefolge des späteren Königs von Hannover am ersten französischen Revolutionskrieg teilgenommen und war in dessen Verlauf nach Düsseldorf gekommen. Hier ließ er sich 1796 für dauernd nieder und betrieb ein Tuch- und Manufakturgeschäft. Eine spielerisch betätigte Vorliebe für Soldatentum und Uniform war ihm zu eigen. Sie äußerte sich darin, daß er in der von den Franzosen eingerichteten Bürgergarde als deren Offizier „die schöne dunkelblaue, mit himmelblauen Sammetaufschlägen versehene Uniform tragen und an der Spitze seiner Colonne an seinem Haus vorbeidefilieren konnte". Alles in allem: ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater, aber ein Mann ohne besondere geistige Anlagen und Interessen, ohne berufliche Tüchtigkeit und kaufmännischen Erfolg. Sein Einfluß auf die Erziehung der Kinder war gering.

Anders die Mutter. Sie war eine Tochter des in Düsseldorf ansässigen, sehr begüterten Lazarus van Geldern. Dieser Großvater Heines mütterlicherseits pflegte in hohem Maße geistige Interessen, gab seinen Kindern eine gute Erziehung und sorgfältige Ausbildung. Heines Mutter zeichnete sich durch klaren Geist, ideale Lebensanschauung und stark ausgeprägte Liebe zu Deutschland aus. Sie las die Schriften deutscher Patrioten und war bemüht, die Herzen ihrer Kinder — Harry hatte noch zwei Brüder und eine Schwester — mit Liebe zu Deutschland zu erfüllen. Dabei wies sie auf das Unglück des Vaterlandes und das Elend der Kleinstaaterei hin. „Behaltet", so mahnte sie, „ein deutsches Herz für das deutsche Volk!"

Ihre literarischen Interessen gingen über ihre vaterländischen Empfindungen weit hinaus. Die Lieblingsschriftsteller dieser gebildeten Frau waren Goethe und Rousseau. Von ausländischer Literatur bevorzugte sie die Werke bedeutender Franzosen und Engländer, die sie im Original las.

Zu den Eindrücken, die Herz und Geist des jungen Heine formten, trat ein Jugenderlebnis hinzu, das an Stärke und Wirkungskraft mit keinem anderen vergleichbar war: N a p o l e o n !

Die Tiefe dieses Erlebnisses kann nur aus den damaligen Zeitverhältnissen verstanden werden. Daher sei folgendes kurz eingeflochten:

Im Zuge des durch die Revolution von 1789 ausgelösten ersten Koalitionskrieges gegen Frankreich (1792—1797) war Düsseldorf 1795 von französischen Truppen besetzt worden. Der Friede von Luneville, der den zweiten Koalitionskrieg gegen Frankreich (1799—1802) beendete, brachte das linke Rheinufer unter französische Herrschaft. Das rechtsrheinisch gelegene Düsseldorf — bisher Residenzstadt des Herzogtums Berg — wurde Hauptstadt des neugegründeten Herzogtums Cleve-Berg. Im Jahre 1806 übertrug der 1804 zum Kaiser gekrönte Napoleon die Regentschaft des neuen Herzogtums seinem Schwager Joachim Murat. Napoleon hielt vor Beginn seines Feldzuges gegen Rußland in den Jahren 1811 und 1812 zweimal seinen Einzug in Düsseldorf. Der junge Heine sah ihn im Alter von 14—15 Jahren beide Male.

Dem überwältigenden Eindruck, den Kaiser und ihn begleitende Garde auf Heine machten, gab er einige Jahre später an zwei berühmt gewordenen Stellen seiner Werke Ausdruck. Zunächst in der 1817 entstandenen Ballade „Die Grenadiere" (siehe Teil III). In keinem Werke über Napoleon hat dessen mythische Zauberkraft über die Herzen seiner Soldaten einen so schlichten und zugleich ergreifenden Ausdruck gefunden wie in dem Gespräch der beiden Grenadiere über ihren Kaiser, das später von Robert Schumann vertont wurde.

Im 1826 geschriebenen Werk „Das Buch Le Grand" schildert Heine eingehend das große Erlebnis: „. . . als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! dem Kaiser" (siehe „Napoleon in Düsseldorf", Teil III).

Es kam hierin eine tiefe Verehrung Napoleons zum Ausdruck, die bei den Juden ihre besondere Ursache hatte: Napoleon verlieh als erster Herrscher den rheinischen Juden Freiheit und bürgerliche Gleichstellung. Sein Auftreten bedeutete für sie eine Erlösung aus einer länger als eineinhalb Jahrtausende erlittenen Knechtschaft und Verfolgung. Jubelnd begrüßten sie in ihm eine Art Messias, das Erwachen eines neuen Geistes, den Vollender der französischen Revolution, der einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte eingeleitet zu haben schien.

Schulzeit

Die Schulausbildung Heines begann mit einjährigem Besuch einer jüdischen Privatschule, wo er hebräischen Unterricht erhielt und der Grund gelegt wurde zu seiner in späteren Jahren vertieften Kenntnis des alten Testaments. Anschließend wurde er in das von den Franzosen errichtete und in katholischem Geiste geleitete Lyceum von Düsseldorf aufgenommen, dessen Lehrkörper überwiegend mit Angehörigen des Jesuitenordens besetzt war. Hier erhielt er den damals üblichen Unterricht in Deutsch, Geschichte, Mathematik, Latein, Griechisch und Französisch. Der konfessionell ausgeprägte Charakter der Schule brachte es mit sich, daß Heine weitgehend mit der katholischen Anschauung vertraut wurde. Wie groß sein dichterisches Einfühlungsvermögen in diese ihm gefühlsmäßig zuweilen nahe, verstandesmäßig jedoch fern liegende katholische Gedanken- und Empfindungswelt war, davon geben viele seiner Gedichte Zeugnis.

Die in der Schule empfangenen und seinem wachen Geiste sich einprägenden Bilder aus deutscher Geschichte, jüdisch-christlicher Überlieferung sowie griechischer Mythologie begleiteten ihn in allen Lebenslagen. Als Gegenstände seiner umfassenden geistigen Interessen fanden sie an zahllosen Stellen seiner Prosa und Dichtung ihren bald spöttisch-heiteren, bald wehmütig-ernsten, immer aber geistvollen Ausdruck.

Schon die bisherige geistige und charakterliche Entwicklung des jungen Heine hatte erkennen lassen, daß ihm — darin seinem Vater ähnlich — zielbewußter W i l l e und erforderliche K r a f t zu einer aktiv-lebenstüchtigen Haltung in einem bestimmten Berufe nicht auf den Lebensweg mitgegeben waren. Entscheidend für Gestaltung und Ablauf seines äußeren und inneren Lebens wurde — wie die Zukunft erweisen sollte — sein im Grunde weiches, träumerisch-dichtendes Naturell. Ein Naturell, das zugleich im Reiche großer, von ihm mit messerscharfem Intellekt erkannter und verteidigter Ideen wurzelte.

„Er hat kein Talent für's Geschäft"

Heines Eltern, nach erfolgreichem Abschluß der Schulzeit ihres Sohnes (1814) vor die Frage seiner Berufswahl gestellt, entschlossen sich, ihn Kaufmann werden zu lassen. Dabei blieben die ursprünglichen Wünsche der Mutter, ihn auf die Universität zu schicken, ebenso unberücksichtigt wie die schon deutlich erkennbar gewordene Anlage und Begabung zur Ausübung eines geistigen Berufes.

Alle vom Vater für den Sohn eingeleiteten Schritte schlugen fehl, sei es bei einem Frankfurter Bankhause, bei Frankfurter Kaufleuten oder später in Hamburg. Alle Versuche scheiterten an der unüberwindlichen Abneigung Heines, in die kaufmännischen Geheimnisse einzudringen. Das übereinstimmende Urteil seiner Lehrherren war: „Er hat kein

Talent für's Geschäft." Wenn ihm auch jedes Organ für den Erwerb kaufmännischer Kenntnisse fehlte, so bargen diese gescheiterten Lehrjahre doch Erlebnisse und Anregungen, die in seinem späteren Leben und dichterischen Schaffen nicht ohne Auswirkung bleiben sollten.

Frankfurt

Erwähnt sei der Besuch der Frankfurter Messe mit ihrem bewegten Treiben vor dem Römer, dem Anblick der „Judengasse" mit dem Hause des Meyer Amschel, jenes jüdischen Kaufmanns, der wegen des roten Ladentürschildes den Namen „Rothschild" führte und unter diesem Namen Begründer der berühmten europäischen Finanzdynastie geworden war. Heine gewann zu deren französischem Zweig 20 Jahre später in Paris persönliche Beziehungen. Anblick und Eindruck der Lebensverhältnisse der Frankfurter Juden schlug sich später in seiner Novelle „Der Rabbi von Bacharach", die nur ein Fragment blieb, künstlerisch nieder.

In Frankfurt begegnete der junge Heine zum ersten Male dem zufällig dort anwesenden Ludwig Börne, wie er sich nach Ablegung seines früheren jüdischen Namens Löb Baruch nannte. Dieser, wie wir heute sagen würden, linksgerichtete politische Schriftsteller, später zu europäischer Bedeutung aufgestiegen, beeindruckte den um 11 Jahre jüngeren Heine stark. Er trat zunächst 1827 in Frankfurt, dann 1831—1837 in Paris wieder in den Lebenskreis Heines.

Reicher Onkel — armer Neffe

Im Sommer des Jahres 1816 siedelte Heine auf Wunsch seines Vaters zu dessen Bruder, dem Bankier Salomon Heine, in Hamburg über, um nach den Frankfurter Fehlschlägen unter dessen Aufsicht und Leitung nochmals zum Kaufmann herangebildet zu werden. Salomon Heine, ein kommerzielles Genie, war, begünstigt durch äußere Glücksumstände, aus einfachen Lebensverhältnissen zum Chef eines ihm gehörenden großen Bankhauses und mehrfachen Millionär aufgestiegen. Persönlich sauber und geschäftlich korrekt, genoß er in der Hamburger Bürgerschaft ein besonderes, durch mehrfache bedeutende Stiftungen noch wesentlich gesteigertes Ansehen. Die im Jahre 1816 beginnende persönliche Beziehung zwischen dem reichen Onkel und dem armen Neffen wurde für letzteren wirtschaftlich von lebensentscheidender Bedeutung. Sie überdauerte den Tod des Onkels (1844), sie überdauerte den Tod des Neffen (1856), sie endete erst mit dem Tode seiner Frau Mathilde (1883).

Auch die während der Jahre 1816—1819 von Salomon Heine in Hamburg unternommenen Versuche, seinen Neffen zu einem brauchbaren Kaufmann heranzubilden, schlugen fehl. Heines Unfähigkeit wurde klar, als er ein ihm vom Onkel zu selbständiger Führung eingerichtetes Manufaktur-Kommissionsgeschäft schon nach einem Jahr liquidieren mußte. Statt in dämmerigen Hamburger Kontoren lange Zahlenkolonnen in dicke Bücher zu schreiben, tat er das, was Talent und Natur ihm geboten: er dichtete. Er schrieb vornehmlich „Minnelieder", wie er sie nannte, von denen einige in der Hamburger Zeitschrift „Hamburgs Wächter" unter dem Pseudonym „Sy Freudhold Riesenharf", gebildet aus der Umstellung der Buchstaben „Harry Heine Düsseldorf", gedruckt wurden. Sie galten seiner großen Jugendliebe, seiner schönen Cousine Amalie Heine. Zu seinem Schmerz blieben sie erfolglos.

Angesichts dieser Fehlschläge seiner Pläne gab Salomon Heine weitere Versuche mit dem Neffen auf, stellte ihm jedoch die Mittel zum juristischen Studium zur Verfügung mit der Bedingung, den juristischen Doktorgrad zu erwerben und sich dann in Hamburg als Advokat niederzulassen.

Erste Universitätsjahre

Ende 1819 bezog Heine die Universität Bonn, wo er als Student der Rechtswissenschaft immatrikuliert wurde. Sein notgedrungenes Ziel, „eine Vernunftheirat mit der Jurisprudenz", behielt er zwar im Auge, kümmerte sich jedoch weit mehr um die Weiterbildung seiner immer stärker hervortretenden dichterischen Begabung. Er betrieb literaturgeschichtliche und kulturhistorische Studien. Starke Eindrücke empfing er von dem damals an der Universität lehrenden August Wilhelm von Schlegel, der als bedeutender Kenner der deutschen, englischen und spanischen Literatur ebenso wie als Kritiker und Dichter einen großen Namen hatte. Durch Schlegel, der Heines poetische Befähigung erkannt hatte, geriet er stark unter den Einfluß der Romantik. Im Geiste der „Romantischen Schule" verfaßte er zahlreiche Gedichte (Traumbilder, Lieder, Sonette und Romanzen). Sein Verhältnis zu Schlegel sollte später durch scharfe gegenseitige Angriffe gekennzeichnet sein.

„Indessen, man wird Sie nicht lieben"

Schon im Herbst 1820, also nach nur zwei Bonner Semestern, siedelte Heine zur Universität Göttingen über. Auch dort trat jedoch das ihm nicht zusagende juristische Studium sofort in den Hintergrund gegenüber der ihn aufs neue fesselnden Beschäftigung mit der Poesie. Wie in Bonn, so hörte er auch in Göttingen mit großem Interesse Vorlesungen über Literatur und Geschichte. Einer seiner Lehrer erkannte die große dichterische Begabung Heines und sagte ihm eine bedeutende Zukunft voraus, allerdings mit dem bitteren prophetischen Zusatz: „Indessen, man wird Sie nicht lieben."

Im Jahre 1821 mußte Heine die Universität vorzeitig verlassen, weil er einen anderen Studenten, von dem er beleidigt worden war, zum Duell gefordert hatte. Heine, den damaligen Ehrbegriffen entsprechend, persönlichen Mut beweisend und darin ähnlich dem ihm geistesverwandten großen Sozialistenführer Lassalle, der 1864 in einem Pistolenduell den Tod fand, wollte diesem Ehrenzweikampf nicht ausweichen.

Berlin — Rahel Levin und Hegel

Anfang 1821 traf Heine zur Fortsetzung seiner juristischen Studien in Berlin ein. Der bis 1823 ausgedehnte Berliner Aufenthalt war weniger durch Rechtsstudien, mehr durch lebhafte Teilnahme am geistigen Leben und Treiben Berlins ausgefüllt, das von drei Kreisen beherrscht wurde, in die Heine Eingang fand.

Mittelpunkt des ersten Kreises war der Salon der Jüdin Rahel Levin, verheiratet mit dem preußischen Diplomaten und Schriftsteller Karl Varnhagen von Ense. In ihrem Hause lernte Heine als häufige Gäste die geistig führenden Männer und Frauen Berlins kennen: die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, Fichte, Schleiermacher, die Brüder Schlegel, Tieck, Chamisso, Dorothea Mendelssohn, verheiratet mit Friedrich Schlegel, Henriette Herz und viele andere bedeutende Persönlichkeiten. Kurz: Heine gewann engere Beziehungen zum geistigen Berlin.

Vielfältig und hochbedeutsam für die weitere Entwicklung Heines waren die literarischen, künstlerischen und menschlichen Eindrücke und Einflüsse, die ihm der Verkehr mit dieser kritischen, ihm geistig und menschlich überlegenen Rahel Levin vermittelte. Hinzu kam die verehrende Beschäftigung dieses Kreises mit Goethe. Von bleibendem Wert und nachhaltigster Wirkung erwies sich für Heine die bis zu seinem Tode dauernde freundschaftliche Verbindung mit dem ihn sehr oft durch Empfehlungen und Ratschläge hilfreich fördernden Varnhagen.

Heine verkehrte ebenfalls in dem Salon der Frau von Hohenhausen. Auch hier hielt der Geistesadel Berlins regelmäßig Zirkel. Heine las auch hier bei dieser ihn sehr hochschätzenden Frau, die als erste neben der Rahel seine Dichtergabe erkannte und anerkannte, seine Gedichte vor. Jahrzehnte später (1852) besuchten sie und ihre Tochter den kranken Dichter in Paris.

Ein weiterer, aus jungen Literaten und Künstlern bestehender Kreis, in dem Heine zu sehen war, war die Tafelrunde in der historisch berühmt gewordenen Weinstube von Lutter und Wegener. Männer wie der Schriftsteller und Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann, der Schauspieler Ludwig Devrient und der Dramatiker Christian Dietrich Grabbe verkehrten dort. Letzterer, ein verhinderter „deutscher Shakespeare", hinterließ einen starken Eindruck auf Heine.

Seine dichterische und sonstige schriftstellerische Tätigkeit setzte Heine in Berlin fort. Es gelang ihm endlich — nach

voraufgegangenem vergeblichem Versuche bei Brockhaus — durch Vermittlung Varnhagens — einen Verleger für seine Sammlung „Gedichte" zu finden. Die Aufnahme dieses Erstwerkes erregte im Berliner Publikum Aufsehen. Die Meinungen schwankten zwischen begeisterter Anerkennung und entschiedener Ablehnung.

Seine Berliner Universitätsstudien waren gekennzeichnet durch absolute Vernachlässigung seines juristischen Brotstudiums und durch Besuch der Vorlesungen des Philosophen Hegel. Von allen Universitätslehrern hat dieser vielgelobte und vielgeschmähte, bis heute trotz streitiger Bedeutung stark fortwirkende Philosoph durch seine damaligen staats- und rechtsphilosophischen Vorlesungen den nachhaltigsten Einfluß auf Heine ausgeübt. „Bei den Hegelianern hütete ich die Schweine", so äußerte er später über jene Berliner Zeit. Charakteristisch für ihn: nach mehr als zehn Jahren unternahm er in Paris in mühevoller Arbeit den von vornherein aussichtslosen Versuch, in einem großangelegten Werk die Grundgedanken der Hegel'schen Philosophie in französischer Sprache gemeinverständlich darzustellen, erkannte jedoch schließlich die Unmöglichkeit dieses Vorhabens. Er befreite sich von weiteren geistigen Qualen, indem er das Manuskript, an dem er zwei Jahre gearbeitet hatte, kurzerhand verbrannte. Diesen Vorgang schildert er in launigen Worten wie folgt: „. . . an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegel'sche Philosophie, das mich mit fremden ironischen, ja boshaften Augen ansah, in die lodernde Glut, die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbar kichernden Geknister. Gottlob, ich war sie los!" — Das war Heine!

„Ich habe das Judentum niemals verlassen"

1822 trat Heine dem jüdischen „Verein für Kultur und Wissenschaft" bei. Den von ihm geforderten und geleisteten Vereinsschwur, dem jüdischen Bekenntnis treu zu bleiben, hat er — gleich vielen anderen — nicht gehalten. Drei Jahre später löste er durch Taufe und Übertritt zum protestantischen Bekenntnis „das Entreebillet zur europäischen Kultur". Mit diesem später berühmt gewordenen Wort charakterisierte er spöttisch diesen von ihm nur äußerlich vollzogenen Wechsel der Konfessionen, dessen erhoffte Wirkung nicht nur völlig ausblieb, sondern sich ins Gegenteil verkehrte. Kurz vor seinem Tode äußerte er: „Ich mache kein Hehl aus meinem Judentum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Haß gegen das Judentum — — —"

Doktor beider Rechte

In dem Bewußtsein, in Berlin seine juristischen Studien nicht abschließen zu können, verließ Heine diese Stadt im Mai 1823. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Lüneburg, wohin seine fast mittellos gewordenen Eltern auf Kosten des Onkels Salomon übergesiedelt waren, und Hamburg kehrte er im Jahre 1824 nach Göttingen zurück, um sein Studium abzuschließen und den juristischen Doktorgrad zu erlangen. Vorher unternahm er noch eine größere Reise durch Thüringen und den Harz. Ihr literarisches Ergebnis war das schnell berühmt gewordene Werk „Die Harzreise". Darin berichtete er über seine Reiseeindrücke in seinem bekannten geistreichen Plauderstil. — Endlich, im Jahre 1825, erhielt er von der Universität Göttingen das juristische Doktordiplom.

„Ich liebe das Meer wie meine Seele"

Heine machte von der Möglichkeit, sich nach dem Wunsche seines Onkels in Hamburg als Advokat niederzulassen, weder jetzt noch später Gebrauch, sondern er unternahm zunächst im Laufe der folgenden Jahre verschiedene vom Onkel finanzierte ausgedehnte Reisen. Über seine Reise zur Nordseeinsel Norderney verfaßte er eine Prosaschrift gleichen Namens, die in vielen Wendungen stets aufs neue das Bekenntnis „Ich liebe das Meer wie meine Seele" enthält. Das Meer nahm in seinen Gedichten einen großen Platz ein, es wurde von ihm als erstem deutschem Dichter entdeckt, es war ein unerschöpflich großer Gegenstand seiner Poesie. Die Gedichtsammlung „Die Nordsee", im „Buch der Lieder" aufgenommen, gibt davon Zeugnis.

Julius Campe

Nach Hamburg zurückgekehrt, bemühte sich Heine um einen Verleger für alle seine bisher verfaßten Schriften. Er fand ihn in Julius Campe. Dieser, ein kluger, tatkräftiger, furchtloser, sehr geschäftserfahrener Mann, hatte durch Verlegung politischer und philosophischer Werke bedeutender Schriftsteller der damaligen Zeit seinem Verlage eine freiheitliche Richtung gegeben, die Regierungen und Bundestag in Deutschland ein Dorn im Auge war. Campe nahm Heines Verlagsangebot an; in seinem Verlage erschienen 1826 zunächst die „Reisebilder" und anschließend „Das Buch der Lieder". Erfolg: Heine rückte sofort mit einem aufsehenerregenden Sprung als berühmter Mann in die erste Reihe deutscher Schriftsteller und Dichter. Campe blieb Heines Verleger („Der Campe ist wirklich ein großer Mann, ist aller Verleger Blüte . . .") bis zu dessen Tode, wenn auch das Verhältnis zeitweilig durch Spannungen getrübt war, die ihre Ursache vornehmlich in der Zensur hatten, unter der Autor und Verleger gleichermaßen litten.

„Aus serviler Angst wird alles getadelt"

Von einer zweiten Reise nach Norderney zurückgekehrt, arbeitete Heine in Lüneburg in den Jahren 1826—1827 bei seinen Eltern an der Abfassung des geplanten zweiten Bandes der „Reisebilder", dessen Kernstück den Titel „Ideen. Das Buch Le Grande" trug. Dieses Werk erschien 1827 bei Campe und wurde schon kurz darauf in Österreich und Preußen, anschließend auch in zahlreichen deutschen Kleinstaaten, aus politischen Gründen verboten. Den sehr starken Eindruck dieser jüngsten Schrift Heines in Berlin hob Varnhagen mit Recht hervor. Er faßte ihn kurz und treffend dahin zusammen: „Aus serviler Angst wird alles getadelt." Das Ansehen Heines war offiziell gesunken, aber die Zahl seiner geheimen Leser und Bewunderer wuchs. Am Tage des Erscheinens unternahm er eine mehrmonatige Reise nach England.

England

Seine Ankunft in England, die Fahrt auf der Themse und der ihn überwältigende erste Anblick von London begeistern ihn zu dem Begrüßungsruf: „Land der Freiheit, ich grüße Dich! Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt!" Ein landeskundiger Mitreisender dämpfte diese Begeisterung schnell mit der kühlen Bemerkung: „Junger Enthusiast, Sie werden nicht finden, was Sie suchen . . . Von der Freiheit nimmt jedes Volk nur dasjenige an, was seinen Lokalbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß ist."

Mit diesem Eingangserlebnis beginnt Heine die eingehende Wiedergabe der mannigfaltigen Eindrücke seiner Englandreise. Er hat sie in dem weitgehend von ihm geschaffenen journalistischen Stil in der 1828 verfaßten Schrift „Englische Fragmente" niedergelegt.

Auf der Reise nach dem Süden

Wieder in Hamburg, unternahm Heine bald eine längere Reise nach dem Süden, die ihn zunächst über Frankfurt nach München führte. In Frankfurt verbrachte er drei Tage und sah Börne wieder. Politische und speziell das Judentum behandelnde Fragen waren ihre Gesprächsthemen. Näheres darüber berichtet Heine in seiner 1840 erschienenen Streitschrift gegen Börne, auf die noch zurückzukommen sein wird.

Von Frankfurt reiste Heine nach München, wo ihn der damals bedeutendste deutsche Verleger, Freiherr von Cotta, erwartete, in dessen Verlage Goethes und Schillers Werke erschienen waren. Cotta wünschte, Heine mit dem hohen Jahresgehalt von 2000 Gulden als Leiter der von ihm herausgegebenen „Politischen Annalen" und als Mitarbeiter zweier weiterer Zeitschriften zu gewinnen. Heine nahm Cottas Angebot an,

verpflichtete sich aber zunächst nur für sechs Monate. Zu einer Weiterarbeit Heines kam es nach Ablauf dieser Frist nicht, weil Cotta die Erfüllung seiner zu hohen Forderungen ablehnte. So erloschen zunächst die Bindungen zwischen beiden.

Im Besitz der wiedergewonnenen Freiheit reiste Heine endlich zum Ziel seiner seit Jahren gehegten Reisesehnsucht: Italien!

Heine und Platen

Die Erlebnisse und Eindrücke dieser Italienreise legte er in den „Reisebildern" nieder. Hier findet sich auch in dem „Die Bäder von Lucca" bezeichneten Abschnitt die berühmt-berüchtigte Abrechnung Heines mit dem Dichter Platen. Dieser hatte in seinem Lustspiel „Der romantische Ödipus" Heine angegriffen und in sehr geschmackloser Form unter verhöhnender Anspielung auf seine jüdische Abstammung persönlich beleidigt. Heine nahm furchtbare Rache, indem er — die Geschmacklosigkeiten Platens weit überbietend — seinem Gegner nachgesagte moralische Fehler in aller Breite und Tiefe mit Behagen erörterte, die Rache schlürfend wie köstlichen Wein. In diesem Kampf gegen Platen blieb Heine Sieger. Aber die Folgen dieses Sieges waren tiefgreifend. Nicht nur für Platen, dessen Ruf in Deutschland für immer zerstört war und der nach Italien übersiedelte, wo er einige Jahre später starb. Aber auch für Heine traten schwere Folgen ein. Nicht nur, daß die Schrift sofort in allen deutschen Staaten, an der Spitze Preußen, verboten wurde. Die Maßlosigkeit seines Angriffs wurde von allen Seiten, also nicht nur von seinen Feinden, heftig angegriffen. Zwar wurde er seitdem gefürchtet, aber auch gehaßt. Einen gewissen Ausgleich mochte er darin finden, daß — auch eine Folge der Verbote und Angriffe — der Kreis seiner Leser immer größer wurde. Die „Bäder von Lucca" erschienen 1830.

Auf nach Paris

Auf der Heimreise von Italien nach Deutschland erhielt Heine die Nachricht vom Tode seines Vaters, dessen Verlust er tief und lange beklagte. Er verbrachte einen Teil des Jahres 1829 in Berlin, Potsdam und auf Helgoland. Von Juli bis September 1830 weilte er wieder auf Helgoland. Dort erreichte ihn die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution. „Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden, mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten."

Sein Entschluß war gefaßt: auf nach Paris!

Heine in Paris

Politische und geistige Unfreiheit in Deutschland, berufliche Enttäuschungen (Ablehnung einer Professur für Literaturgeschichte in München, seiner Bewerbung um die Stelle eines Senatssyndikus in Hamburg, Aussichtslosigkeit einer Anstellung in Preußen) und die große Lockung der Julirevolution bestimmten Heines Entschluß, nach Paris zu gehen. Im Mai 1831 vollzog er diesen Schritt, von dem er glaubte, daß er nur vorübergehend sein würde.

In Paris umgab ihn eine von rassischen und politischen Vorurteilen freie Atmosphäre, die Salons des geistigen, erblichen und Geldadels öffneten sich dem Dichter und Schriftsteller des „Buches der Lieder", der „Reisebilder". Er wurde, wie er selbst sagt, „von den außerordentlichsten Ehrbezeigungen fast erdrückt".

Heines dauernde Furcht, daß der Dichter und Künstler in ihm zugrunde gehen könnte durch die Anforderungen, die an ihn als politischen Publizisten gestellt würden, schien sich zu bewahrheiten. Seine ursprüngliche Absicht, nur dichterischen und künstlerischen Neigungen zu leben, ließ sich nicht verwirklichen. Die alle und alles bewegenden Zeitströmungen mußten einen Heine, auf dessen liberale Ideen in Deutschland Jagd gemacht worden war, zwangsläufig erfassen. Frankreich sollte die Bühne werden, auf der er als politischer Publizist seine größen Auftritte hatte. Der Verleger Cotta veranlaßte Heine, für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" politische Berichte aus Paris zu schreiben. Darin bekämpfte er heftig und schonungslos den Scheinkonstitutionalismus Louis Philippes, der vergessen hatte, daß seine Regierung durch das Prinzip der Volkssouveränität entstanden war. „Das Volk hatte nichts gewonnen durch seinen Sieg als Reue und größere Not, aber seid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird, das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für sich selber und verlangt den wohlverdienten Lohn . . ." In der Beschreibung der französischen Zustände der damaligen Zeit konnte Heine eine Nebenabsicht verwirklichen: Kritik und Angriff auf das Metternichsche System, durch die Schilderung der französischen Situation die deutsche zu beeinflussen.

Friedrich von Gentz, die rechte Hand Metternichs, der Publizist der Wiener Hofburg, hatte die These aufgestellt, daß das oberste Gesetz des europäischen Staates Zensur heiße. Auf einen Wink von ihm hatte Cotta im Jahre 1832 Heines Berichterstattung aus Paris einstellen müssen. Erst 1840 sollte sie wieder aufleben, später zusammengefaßt unter „Lutetia". Die bisher geschriebenen Berichte erschienen 1832 bei „Hoffmann und Campe" in Hamburg unter dem Titel „Französische Zustände" und 1833 unter dem Titel „De la France" in Paris.

Heines Bestreben, Vermittler deutschen Geistes in Frankreich zu sein, fand schon in der ersten Phase seines französischen Aufenthaltes bei der geistigen Elite der französischen Generation von 1830 weite, ja begeisterte Resonanz. Von den „Barbaren des Nordens" wußte man im gebildeten Frankreich wenig, wenn auch Madame de Staël vorher eine erste, wenn auch ungenügende Bresche geschlagen hatte. Ein Teil der „Reisebilder" wurde übersetzt, ebenso das Buch „Le Grand". 1835 erschien das Buch „De l'Allemagne", Aufsätze über die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Er versuchte darin, die Franzosen mit den Deutschen vertraut zu machen. Es geschieht mit den ihm eigenen Mitteln eines subjektivierenden Geistes, des Witzes und des Spottes. Es bleibt eine Frage, ob es ein Werk von innerer Folgerichtigkeit, klarem Aufbau und wissenschaftlicher Tiefe ist. Das, was er durchdenkt, entwirft, einheitlich zu formulieren sucht, wird während des Prozesses der Niederschrift, entsprechend seinem zwiespältigen Wesen, ironisch-satirisch betrachtet und dargestellt. Dieses Unvermögen, ein Werk mit innerer Konsequenz harmonisch aufzubauen und auf diesem Wege das ihm fehlende innere Gleichgewicht zu erreichen, kennzeichnet sein Leben und Schaffen.

„Meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls"

Dumas (Vater) sagte einmal von Heine: „Wenn Deutschland von Heine nicht wissen will, so adoptieren wir ihn gern als den Unseren; aber Heine liebt Deutschland leider mehr, als dasselbe es verdient." Das ist nur zu wahr. Wenngleich er in den ersten Jahren seines Pariser Lebens auf den Höhen des Lebens zu wandeln und von einem selten gekannten Glücksgefühl getragen zu sein schien, so traf ihn die Trennung von Deutschland doch sehr schwer. Bereits 1824 schrieb er: „. . daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut, daß mir das Deutsche das ist, was dem Fisch das Wasser ist. Ich liebe sogar im Grunde das Deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude daran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine beiden Bücher ein Archiv deutschen Gesanges sind." 1833 bekannte er: „Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben und 80 Jahre alt werden und es nie gewußt haben; aber man muß dann zu Hause geblieben sein . . . Die deutsche Vaterlandsliebe beginnt erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde."

In seiner Streitschrift gegen Börne sagte er 1840: „Ihr habt vielleicht einen Begriff von leiblichem Exil, jedoch vom geistigen kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen und zu schreiben." 1854, im Schatten des Todes, sagte er zu diesem, ihn innerlich nie loslassenden Thema: „In bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich etwas

tun sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen möchte . . . die Naturalisation mag für andere Leute passen . . . sie geziemt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat, es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose." Heines Sehnsucht und Liebe zu Deutschland, die an einzelnen Stellen seines „Deutschland. Ein Wintermärchen" ergreifenden Ausdruck fand, entsprang einem echten Patriotismus. Heines Spott, Ironie und Tadel über die deutschen Zustände seiner Zeit waren erkennbar Ausdruck der Sorge um Deutschland. Heines nie erlöschende Sehnsucht nach Deutschland war auch — neben dem Wunsche, die Mutter wiederzusehen — das Motiv seiner zwei Deutschlandbesuche in den Jahren 1843 und 1844.

Die armen Leute haben nicht gesiegt

In Frankreich, von wo seit 1789 in Theorie und Praxis große Impulse zur Schaffung einer neuen Gesellschaftsordnung ausgegangen waren und noch ausgingen, wo sich Vertreter versunkener, sterbender und zukunftsträchtiger Epochen auf dem gesellschaftlichen und politischen Parkett begegneten, lebte Heine und registrierte wach und scharf die Symptome dieser Zeit. Er sah und schilderte, wie das erstarrte und an die Stelle des Feudalismus getretene französische Bürgertum unter der Julimonarchie den Graben zwischen Besitzenden und Besitzlosen wieder erweiterte. Hatte nicht ein Helgoländer Fischer 1830 bei der Kunde vom Ausbruch der Julirevolution glücklich ausgerufen: „Die armen Leute haben gesiegt!"? Eine bestechende Formel für einen geschichtlichen Vorgang. Sie war aber falsch. Das besitzende Bürgertum hatte gesiegt. Niemand hat der damaligen Zeit so scharf den Puls gefühlt wie Heine mit den Worten: „Es ist alles still wie in einer verschneiten Winternacht. Nur ein leiser, monotoner Tropfenfall. Das sind die Zinsen, die fortlaufend hinabträufeln in die Kapitalien, welche beständig anschwellen; man hört ordentlich, wie sie wachsen, die Reichtümer der Reichen. Dazwischen das leise Schluchzen der Armut. Manchmal auch klirrt etwas wie ein Messer, das gewetzt wird."

Die Saint-Simonisten

Woher stammte diese Vokabel „Schluchzen der Armut", wer hatte ihn, in Geisteshaltung Aristokrat und in Lebensführung Epikureer großen Stils, gelehrt, die Klopfzeichen der Armen am Tor einer neuen Epoche zu vernehmen? Die Saint-Simonisten. Wer waren und was wollten sie? Claude Henri de Saint Simon, ein in der Revolution verarmter Adliger, 1825 verstorben, war der Begründer dieser Lehre. Ihr Inhalt kann nur andeutungsweise, daher unvollkommen, beschrieben werden: bloßes Verharren nach dem Zusammenbruch des Feudalismus und nur Kritik am Bestehenden gefährden die Entwicklung, die die Revolution von 1789 eingeleitet habe. Ihr negatives Werk bedürfe einer positiven Ergänzung. Es seien alle Kräfte zur Gründung eines Staates zu organisieren, in dem Industrie und Wissenschaft die Führung haben sollen. Von Adel und Beamtentum habe die Herrschaft auf die „Industriellen" — Industrielle = alle, deren Arbeit auf Erwerb gerichtet und für die Gesamtheit nützlich ist — überzugehen. Nicht die Privilegien der Geburt, sondern das Talent solle ausschlaggebend, die soziale Elite solle bestimmend sein. „Le Nouveau Christianisme", die letzte Schrift Saint Simons, erklärte, daß das Prinzip der Nächstenliebe „auf die Verbesserung des sittlichen und leiblichen Loses der armen Klasse hinarbeiten" soll. Auf diesem Wege versuchte Saint Simon die jenseitige, auf Glaubensartikel gestützte Religion zu ersetzen durch eine diesseitige, auf soziale Forderungen gestützte Lehre.

Heines demokratische Gesinnung, seine Gegnerschaft zum Adel, seine pantheistische Weltanschauung erklären, warum wesentliche Teile dieser neuen Lehre ihn anzogen, ohne ihn zu deren Jünger zu machen. Die während eines halben Jahrzehnts von einer größeren intellektuellen Anhängerschaft getragene „Kirche" — so wurde die Bewegung genannt — war bereits ein Jahr nach Heines Ankunft in Paris untergegangen. Die Anstöße, die sie Heine gab, wirkten aber in seiner politischen Publizistik unverkennbar fort. So ist es auch erklärlich, daß sein Buch „De l'Allemagne" Prosper Enfantin, dem Jünger und Nachfolger Saint Simons, gewidmet war.

Heine und Börne

„Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe und das Vaterland war seine ganze Liebe." Heines Wort erklärt die Verehrung, die Börne unter den deutschen Liberalen der dreißiger und vierziger Jahre genoß, und die Tatsache, daß er auch ihr Mittelpunkt im Pariser Exil blieb. Wertschätzung und Wohlwollen, bei der Frankfurter Begegnung zwischen beiden spürbar, schlug in Paris, als sie sich im Exil wieder trafen, bald in eine erbitterte Gegnerschaft um. Die Gründe hierfür liegen tiefer, da beide geistig in einer völlig verschiedenen Welt lebten. Für Börne war die politische Gesinnung der einzig gültige Maßstab. Die Menschheit war für ihn solange unglücklich, solange sie unfrei war, eroberte sie die politische Freiheit, so war das Ziel erreicht. Börne reduzierte die Fragen des Jahrhunderts auf den Kampf des Volkes gegen die Fürsten, auf die Notwendigkeit der Revolution, auf Herrschaft und Freiheit, auf die Frage der Staatsform, auf Kritik und Anklage des Metternichschen Systems. Er dachte ideell, nicht real. Ein kraftvoller, aufrichtiger, redlicher Charakter. In seiner Gesinnung unbestechlich, in der Ehrlichkeit seiner Überzeugung, in seinem Gerechtigkeitsgefühl, in der Hingabe an die große Sache der Freiheit Vorbild und Wegbereiter der deutschen Liberalen.

Und Heine? Befruchtet von den Ideen des Saint Simon, gab er der sozialen Frage den Vorrang vor der politischen, seine Kritik galt nicht nur den politischen Zuständen des vormärzlichen Deutschland, sondern er übte Gesellschaftskritik schlechthin. Er sah bereits den vierten Stand, das Proletariat, im Aufbruch. Börnes politische Philosophie erschöpfte sich in der Forderung auf politische Freiheit, ohne darüber nachzudenken, daß der Kranke, wenn er sie erlangt hat, noch nicht genesen ist. Börne war nur Politiker, nur politischer Journalist. Heine war in erster Linie Künstler, Poet. Sein Poetentum lag in ständigem Kampf mit seinem Kämpfertum. Er konnte nicht in der stickigen Enge der politischen Tagesarena eines vormärzlichen deutschen Liberalismus kämpfen. Börne sagte über Heine: „Weil er oft noch etwas anderes sein will als ein Dichter, verliert er sich oft." Wollte Heine wirklich noch etwas anderes sein? Er antwortete: „. . . ich mußte gezwungenerweise teilnehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Teilnahme." Daß er mit lauter poetischen Eigenschaften in einer durchaus politischen Gesellschaft wirken mußte, wie es sein Freund Laube treffend formulierte, war sein Schicksal. Die radikalen, lautstarken Liberalen, die sich um Börne in Paris scharten, waren ihm in ihrer politischen Begrenztheit zuwider. „An ihrer Torheit nahm ich keinen Anteil, aber ich werde immer teilnehmen an ihrem Unglück", sagte Heine. Des Verrats, der Charakterlosigkeit, der mangelnden Parteinahme für die Sache des Liberalismus geziehen, bekämpft, beschimpft, miß- und unverstanden — litt er unter den dauernden Angriffen Börnes und seiner „schäbigen Tumultuanten". Sein Gegenschlag wurde 1840, drei Jahre nach Börnes Tode, mit seiner Streitschrift „Heinrich Heine und Ludwig Börne" geführt. In ihren Motiven wohl berechtigt, in ihren Folgerungen und Erkenntnissen nicht unzutreffend, in ihrer Form unwürdig und ungerechtfertigt, löste sie einen Sturm der Entrüstung aus, der den „toten Börne mächtiger als den lebenden" werden ließ. Beide kämpften für die Sache der Freiheit auf sehr verschiedenen Ebenen, jeder auf seine Weise, mit seinen Mitteln.

Heine und Marx

Aus Heines politischer Prophetie, aus seiner poetisch-ästhetischen Abwehr gegen die der Kunst und dem Künstler drohenden Gefahren einer Herrschaft des Kommunismus erwuchs sein Bekenntnis zur Monarchie. Er hatte Mitleid mit den Besitzlosen, Verständnis für den Kampf des Proletariats,

mehr: er träumte, er schwärmte von „nur einem Vaterland der Erde, und nur einem Glauben, nämlich dem Glück auf Erden". Aber er hatte als Dichter, nicht als politischer Journalist, Angst vor den Folgen, vor der „Barbarei des Pöbels", vor seinen rohen Fäusten, vor den „Ratten", der „radikalen Rotte". Er protestierte als Künstler gegen jede Nivellierung. Das erklärt seinen mehr künstlerischen als politischen Monarchismus, wobei er niemals als Anhänger der ja von ihm bekämpften absoluten, sondern allenfalls der konstitutionellen Monarchie verstanden werden muß. Das zerstört auch die Legende von der „Zwillingsbrüderschaft" zwischen Marx und Heine. Im Dezember 1843 lernten sie sich in Paris kennen. Es war eine Bekanntschaft, kein Bündnis. Heine, damals bedeutendster deutscher Schriftsteller in Paris, war für den um 21 Jahre jüngeren Marx nützlich. Marx suchte den „Kampfwert" Heines, nicht seine Freundschaft. Ein „taktisches, kein moralisches Prinzip" bestimmte das Verhältnis beider. Heine mag, wenn wir schon die moderne Terminologie anwenden wollen, links gestanden haben, er war aber, entgegen der sowjetischen Geschichtslüge, die zitierten Stellen beweisen es — kein Anhänger von Marx. Sein poetisch-sensitives Naturell ließ das nicht zu. Heine wirkte auf Marx anziehend durch seinen Spott, Witz, Charme und durch beißende Polemik. Marx hatte eben eine Schwäche für ihn. Die Legende heißt: enge Beziehungen, ja Freundschaft zwischen Marx und Heine. Die Wahrheit scheint zu sein: Marx bemühte sich erfolglos um die Herstellung enger politischer Beziehungen zu Heine.

„Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind"

In Heines ersten Pariser Jahren — im kurzen, mit Lebensmut und Übermut erfüllten Sommer seines Lebens — dem Zauber der Zeit, der Stadt und dem Charme ihrer Frauen erliegend, lernte er im Oktober 1834 Crescentia Eugenie Mirat kennen. Wer war sie? Ein Kind der Provinz, mit 15 Jahren nach Paris zur Tante gekommen und Schuhverkäuferin geworden. Eine Pariser Arbeiterin, die weder lesen noch schreiben konnte. Ein anmutiges, charmantes, hübsches Geschöpf, „große schwarze Augen, volles Haar, schöne weiße Zähne in einem lachenden Munde", naiv und fröhlich und unverbildet. Mit dem Recht des Liebenden und des Dichters nannte er sie „Mathilde", weil der Name Crescentia ihm „immer in der Kehle wehtat". „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind", sagte Heine. Sie war es, als er sie kennenlernte, als er sich 1841 mit ihr kirchlich trauen ließ, und war es noch, als der Tod ihn nach 20 Jahren gemeinsamen Lebens von ihr trennte. Sie wußte nichts davon, wenn er mit der Feder des Geistes auf die Barrikaden eilen und die Demokratie verteidigen mußte, sie wußte nichts davon, wenn er auf seine geliebte Insel der Romantik zurückzog. Sie nahm nicht teil an seinem literarischen Ruhme, sie kannte nicht seine Kämpfe und Triumphe, sie hatte wohl nie etwas von ihm gelesen. Und ihre Welt? Der Papagei Cocotte, der Plausch, das Kleid und die Spitze, Prominieren und Ausfahren, Theater und Konzert. Für alle Blaustrümpfe Grund genug, die Nase zu rümpfen. Für Heine jedoch war seine Frau ein unerschöpflicher Born des Entzückens und des Ausgleichs, ihr Nichtwissen amüsierte ihn. Sie bereicherte sein Leben mit den ihr gegebenen Mitteln: Urwüchsigkeit, Mutterwitz, Frohsinn.

„Gottlob, durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen . . ."

So, wie sie war, hat sie ihm in den letzten Jahren seines Lebens lächelnd Glück und letzte Hilfe gespendet. Immer war er sicher, daß sie ihn, nicht seine Werke liebte. Er dankte es ihr mit einer alle Spannungen, Launen und Unstetigkeiten überstehenden Liebe und der Vorsorge, ihr Alter wirtschaftlich zu sichern. Sie starb am gleichen Tage wie ihr Mann, 27 Jahre später, am 17. Februar 1883. Sie ruht neben ihm auf dem Friedhof von Montmartre.

Mit dem Gedicht „An die Engel" gab Heine seiner Liebe zu seiner Frau ergreifenden Ausdruck (Auszug):

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh ich in das Schattenreich,
Wird Witwe sie und Waise sein!
Ich lass' in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das, trauernd meinem Mute,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

„Die Matratzengruft"

Das Jahr 1848 mit seinen Revolutionen in Frankreich und Deutschland sah bereits einen körperlich müden, kraftlosen, leidenden Heine. Sie belebten ihn nicht mehr. Sein Leiden, das sich in zunehmender Erblindung, in Krämpfen und fortschreitender Lähmung äußerte und bis heute medizinisch nicht sicher diagnostiziert werden konnte, hatte ihn auf die „Matratzengruft" geworfen. Höchste Schmerzempfindlichkeit des Körpers machte es notwendig, mehrere Matratzen aufeinander zu schichten, um jeden Druckschmerz zu vermeiden, daher das von ihm gewählte Bild „Matratzengruft". War er in immer zunehmenderem Maße geistiger Mittelpunkt der Deutschen in Paris geworden, so hielt diese Stellung auch zu Beginn seines Leidens noch an. Fast alle bedeutenden Persönlichkeiten, die damals Paris besuchten, hatten den Ehrgeiz, den berühmten Dichter aufzusuchen und nach ihrer Rückkehr über ihn zu berichten. Es seien genannt: Franz Liszt, Christian Andersen, Franz Grillparzer, Klara Schumann-Wieck, Julius Fröbel, Friedrich Hebbel und Richard Wagner. Letzterer wurde durch Heines Hinweise auf die alten Sagen vom „Fliegenden Holländer" und „Tannhäuser" inspiriert, diese Stoffe musikalisch zu gestalten. Auch seine französischen Freunde besuchten ihn: Alexander Dumas, Theophil Gautier, George Sand, Béranger, Hector Berlioz und andere.

In den letzten Jahren wurde es einsamer um ihn. Im Nachwort zum „Romancero", im Dezember 1851 geschrieben, sagt er: „... denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris ... Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben haben oder Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen. — Das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat ein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten." Es war wirklich so, kein Arzt, nur der Witz, von allen poetischen Handwerkszeugen von ihm am souveränsten gehandhabt, half und befähigte ihn, während eines Martyriums von nahezu einem Jahrzehnt mit Ausdauer und fast übermenschlicher Kraft — das wirkte selbst auf manche seiner unerbittlichsten Gegner versöhnend — künstlerisch zu wirken. Half ihm nur der Witz? Er hatte auch noch seine unerschöpfliche poetische Kraft.

„Eine gute Fee in trüber Stunde"

Im Jahre 1855 schenkte ihm das Leben eine letzte Zärtlichkeit, erfüllte ihm eine letzte Bitte, die er vier Jahre früher im „Romancero" in die Worte gekleidet hatte:

„Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beseligt werben."

Die „Mouche", von Heine so genannt nach der Fliege in ihrem Siegelring, trat in Heines „Matratzengruft" und erhellte sie bis zu seinem Tode. Diese siebenundzwanzigjährige Deutsche Elise Krinitz, die zu Heine als Vorleserin kam, schrieb 1884 unter dem Namen Camille Selden in ihrem Büchlein „Heines letzte Tage": „Ziehen an meinem geistigen Auge jene gemeinsam verlebten Stunden nochmals vorüber, so erwacht in mir die Erinnerung an eine gegen-

seitige, völlig aufrichtige Herzlichkeit und an ein geistiges Band, das auf beiden Seiten stets rein geblieben und nie durch einen störenden Schatten irgendwelcher Art getrübt worden ist. Weil wir uns vom ersten Augenblick an kannten, war jede Möglichkeit eines Mißverständnisses von vornherein ausgeschlossen, und ohne Furcht vor falschen Deutungen konnten wir uns zeigen, wie wir wirklich waren. Unsere gegenseitigen Beziehungen erhielten dadurch einen ganz eigenartigen, unbeschreiblichen Reiz, den selbst Fernstehende spürten, und dem sie mit Hochachtung gegenüberstanden ..."

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme"

In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1856, ein Viertel vor 5 Uhr morgens, starb Heinrich Heine. Deutschland und Frankreich waren ärmer geworden. Nur wußte es Deutschland nicht. Die Totenmaske, die man abnahm, hielt die verklärten Züge, die der Tod ihm schenkte, für die Nachwelt fest.

Am 20. Februar fand sein Begräbnis statt. Neben wenigen deutschen Emigranten begleiteten ihn auf seinem letzten Wege Theophil Gautier und Alexander Dumas.

Keine Messe wurde gesungen, kein Gebet gesprochen, kein Nachruf gehalten. Alles vollzog sich schweigend. Seine Worte

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen —"

gingen in Erfüllung.

Auf dem stillen Friedhof Montmartre liegt sein Grab, ursprünglich geziert von einer einfachen Steinplatte mit der Inschrift „Henri Heine". Das danken alle, die ihn lieben, seiner Frau Mathilde, deren Herzenstakt die von Heines Bruder Gustav geplante Errichtung eines pompösen Marmordenkmals verhinderte.

Was er war und sein wollte, das hat Heine selbst unvergeßlich mit den Worten gesagt:

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.
Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit,
und als die Schlacht begann, focht ich voran,
in der ersten Reihe."

Die Totenmaske Heinrich Heines

III

HEINRICH HEINE

Selbstzeugnisse

Der politische Dichter

DIE WEBER

Im düstern Auge keine Thräne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!"

„Ein Fluch dem Götzen, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!"

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben!"

„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!"

„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht —
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch.
Wir weben, wir weben!"

(Aus „Zeitgedichte", 1839—1846. Die Hungerzustände der schlesischen Weber 1844 veranlaßten Heine zu diesem aufrüttelnden Gedicht)

DIE TENDENZ

Deutscher Sänger! sing und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Taten uns begeistre,
In Marseillerhymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geschlagen,
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüt —
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Kartaune,
Blase, schmettre, donnre, töte!

Blase, schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.

(Aus „Zeitgedichte", 1839—1846)

ZUR BERUHIGUNG

Wir schlafen ganz wie Brutus schlief,
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäsars Brust das kalte Messer!
Die Römer waren Tyrannenfresser.

Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak.
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,
Ein jedes Volk hat seine Größe!
In Schwaben kocht man die besten Klöße.

Wir sind Germanen, gemütlich und brav,
Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.

Wir sind so treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf sind wir stolz!
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals sich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäsar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäsar suchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben sechsunddreißig Herrn,
(Ist nicht zu viel!) und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.

Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentümlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

Wenn unser Vater spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät;
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

(Aus „Zeitgedichte", 1839—1846)

DIE WANDERRATTEN

Es gibt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel Tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die toten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs neue zu teilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Thoren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und keiner weiß Rat,

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Staatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste,
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurst-Citaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

(Aus „Letzte Gedichte", 1853—1856)

DIE WAHLESEL

Die Freiheit hat man satt am End',
Und die Republik der Tiere
Begehrte, daß ein einz'ger Regent
Sie absolut regiere.

Jedwede Tiergattung versammelte sich,
Wahlzettel wurden geschrieben;
Parteisucht wütete fürchterlich,
Intriguen wurden getrieben.

Das Komitee der Esel ward
Von Alt-Langohren regieret!
Sie hatten die Köpfe mit einer Kokard',
Die schwarz-rot-gold, verzieret.

Es gab eine kleine Pferdepartei,
Doch wagte sie nicht zu stimmen;
Sie hatte Angst vor dem Geschrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.

Als einer jedoch die Kandidatur
Des Rosses empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr,
Und schrie: „Du bist ein Verräter!"

„Du bist ein Verräter, es fließt in dir
Kein Tropfen vom Eselsblute;
Du bist kein Esel, ich glaube schier,
Dich warf eine welsche Stute."

„Du stammst vom Zebra vielleicht, die Haut
Sie ist gestreift zebräisch;
Auch deiner Stimme näselnder Laut
Klingt ziemlich ägyptisch-hebräisch."

„Und wärst du kein Fremdling, so bist du doch nur
Verstandesesel, ein kalter;
Du kennst nicht die Tiefen der Eselsnatur,
Dir klingt nicht ihr mystischer Psalter."

„Ich aber versenkte die Seele ganz
In jenes süße Gedösel!
Ich bin ein Esel, in meinem Schwanz
Ist jedes Haar ein Esel."

„Ich bin kein Römling, ich bin kein Sklav';
Ein deutscher Esel bin ich,
Gleich meinen Vätern. Sie waren so brav,
So pflanzenwüchsig, so sinnig."

„Sie spielten nicht mit Galanterei
Frivole Lasterspiele,
Sie trabten täglich, frisch-fromm-fröhlich-frei,
Mit ihren Säcken zur Mühle."

„Die Väter sind nicht tot! Im Grab
Nur ihre Häute liegen,
Die sterblichen Hüllen. Vom Himmel herab
Schaun sie auf uns mit Vergnügen."

„Verklärte Esel im Gloria-Licht!
Wir wollen euch immer gleichen
Und niemals von dem Pfad der Pflicht
Nur einen Fingerbreit weichen."

„O welche Wonne, ein Esel zu sein!
Ein Enkel von solchen Langohren!
Ich möcht' es von allen Dächern schrein:
Ich bin als ein Esel geboren!"

„Der große Esel, der mich erzeugt,
Er war von deutschem Stamme;
Mit deutscher Eselsmilch gesäugt
Hat mich die Mutter, die Mamme."

„Ich bin ein Esel, und will getreu,
Wie meine Väter, die Alten,
An der alten, lieben Eselei,
Am Eseltume halten."

„Und weil ich ein Esel, so rat' ich euch,
Den Esel zum König zu wählen;
Wir stiften das große Eselreich,
Wo nur die Esel befehlen."

„Wir alle sind Esel! I-A! I-A!
Wir sind keine Pferdeknechte.
Fort mit den Rossen! Es lebe, hurra!
Der König vom Eselsgeschlechte!"

So sprach der Patriot. Im Saal
Die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national,
Und stampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geschmückt
Mit einem Eichenkranze.
Er dankte stumm, und hochbeglückt
Wedelt' er mit dem Schwanze.

(Aus „Letzte Gedichte", 1853—1856)

1649—1793 — ???

Die Briten zeigten sich sehr rüde
Und ungeschliffen als Regicide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall seine letzte Nacht.
Vor seinem Fenster sang der Spott
Und ward gehämmert an seinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzosen waren.
In einem Fiaker haben diese
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Caléche de Remise,
Wie nach der alten Etikette
Der Majestät gebühret hätte.

Noch schlimmer erging's der Marie Antoinette.
Denn sie bekam nur eine Charrette,
Statt Chambellan und Dame d'Atour
Ein Sansculotte mit ihr fuhr.
Die Witwe Capet hob höhnisch und schnippe
Die dicke habsburgische Unterlippe.

Franzosen und Briten sind von Natur
Ganz ohne Gemüt; Gemüt hat nur
Der Deutsche, er wird gemütlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.
Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse,
Schwarz panaschiert und beflort die Rosse,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
Und unterthänigst guillotiniert.

(Aus „Letzte Gedichte", 1853—1856)

ENFANT PERDU

Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm' ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — ich konnt' nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten nichts) —
Sie zu verscheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgend ein verdächt'ger Gauch,
So schoß ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es sich ereignen,
Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wußte — ach, ich kann's nicht leugnen —
Die Wunden klaffen — es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant! — Die Wunden klaffen —
Der eine fällt, die andern rücken nach —
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

(Aus „Romencero [Lazarus-Lieder]", 1846—1851)

Politisches Denken und politische Prophetie seine Stärke

Armes unglückliches Vaterland

Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Allianz der Nationen, kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet...

Nie ist ein Volk von seinen Machthabern grausamer verhöhnt worden. Nicht bloß, daß jene Bundestagsordonnanzen (vom 28. Juni und 7. Juli 1832) voraussetzen, wir ließen uns alles gefallen; man möchte uns dabei noch einreden, es geschehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht. Wenn Ihr aber auch mit Zuversicht auf knechtische Unterwürfigkeit rechnen durftet, so hattet ihr doch kein Recht, uns für Dummköpfe zu halten. Eine Handvoll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstig plumpe Schelmenkünste, womit man höchstens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann: diese wähnen, damit ein ganzes Volk betören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die „Kritik der reinen Vernunft". Diese unverdiente Beleidigung, daß ihr uns für noch dümmer gehalten, als ihr selber seid, und euch einbildet, uns täuschen zu können, das ist die schlimmere Beleidigung, die ihr uns zugefügt in Gegenwart der umstehenden Völker.

Armes Volk der Deutschen! Damals, während ihr euch ausruhtet von dem Kampfe für eure Fürsten und die Brüder begrubet, die in diesem Kampfe gefallen, und euch einander die treuen Wunden verbandet und lächelnd euer Blut noch rinnen saht aus der vollen Brust, die so voll Freude und Vertrauen war, so voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürsten, so voll Vertrauen auf die menschlich heiligsten Gefühle der Dankbarkeit: damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkstätten der Aristokratie, schmiedete man die Bundesakte!

Sonderbar! Eben der Fürst, der seinem Volke am meisten Dank schuldig war, der deshalb seinem Volke eine repräsentative Verfassung, eine volkstümliche Konstitution, wie andere freie Völker sie besitzen, in jener Zeit der Not versprochen hat, schwarz auf weiß versprochen und mit den bestimmtesten Worten versprochen hat: dieser Fürst hat jetzt jene anderen deutschen Fürsten, die sich verpflichtet gehalten, ihren Untertanen eine freie Verfassung zu erteilen, ebenfalls zu Wortbruch und Treulosigkeit zu verführen gewußt, und er stützt sich jetzt auf die Wiener Bundesakte, um die kaum emporgeblühten deutschen Konstitutionen zu vernichten, er, welcher, ohne zu erröten, das Wort „Konstitution" nicht einmal aussprechen dürfte!

Ich rede von Seiner Majestät, Friedrich Wilhelm, Dritten des Namens, König von Preußen...

(Aus der „Vorrede" zu „Französische Zustände I" 18. 10. 1832)

Das souveräne Volk

Meine Scheu vor dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten: nein, mich beklemmt vielmehr die ge-

heime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Zivilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen. Fortgerissen von der Strömung großmütiger Gesinnung mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Partikularinteressen dem Gesamtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern, aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die einen das Volk, die andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränität bereits längst proklamiert worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen in der Heimat wie im Exile — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser als die Höflinge von Byzanz und Versailles ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden und rufen begeistert: wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk! — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegenteil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit enstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat. Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveräne Volk immer zu essen habe; sobald allerhöchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt sein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die andern. Seine Majestät das Volk ist ebenfalls nicht sehr intelligent; es ist vielleicht dümmer als die andern, es ist fast so bestialisch dumm wie seine Günstlinge. Liebe und Vertrauen schenkt es nur denjenigen, die den Jargon seiner Leidenschaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm spricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So ist es in Paris, so war es in Jerusalem. Laßt dem Volke die Wahl zwischen dem Gerechtesten der Gerechten und dem scheußlichsten Straßenräuber, seid sicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!" — Der Grund dieser Verkehrtheit ist die Unwissenheit; dieses Nationalübel müssen wir zu tilgen suchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazugehörigen Butterbröten und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich erteilt werde. — Und wenn jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet Ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen. — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein teuerer Leser — — —

(Aus „Geständnisse", 1853—1854)

Die deutsche Revolution

. . . Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk, wie wir, mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Laßt euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantsche Kritik, der Fichtesche Transzendentalidealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch die Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen, und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten Christen, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte; ja solche Transzendentalidealisten wären bei einer gesellschaftlichen Umwälzung sogar noch unbeugsamer als die ersten Christen, da diese die irdische Marter ertrugen, um dadurch zur himmlischen Seligkeit zu gelangen, der Transzendentalidealist aber die Marter selbst für eitel Schein hält und unerreichbar ist in der Verschanzung des eigenen Gedankens. Doch noch schrecklicher als alles wären Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in eine deutsche Revolution und sich mit dem Zerstörungswerk selbst identifizieren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner mutvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existiert; so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß alsdann in ihm jede Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu zernichten, noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen. Das Christentum — und das ist sein schönstes Verdienst — hat jene germanische brutale Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome . . . Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rat, über den Rat eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat

endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte. Jetzt ist es freilich ziemlich still; und gebärdet sich auch dort der eine oder der andere etwas lebhaft, so glaubt nur nicht, diese würden einst als wirkliche Akteure auftreten. Es sind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erscheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen sollen.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppieren, um die großen Kampfspiele zu betrachten. Ich rate euch, Ihr Franzosen, verhaltet euch alsdann sehr stille, und beileibe! hütet euch, zu applaudieren. Wir könnten das leicht mißverstehen und euch, in unserer unhöflichen Art, etwas barsch zur Ruhe verweisen; denn wenn wir früherhin in unserem servil verdrossenen Zustande euch manchmal überwältigen konnten, so vermöchten wir es noch weit eher im Übermute des jungen Freiheitsrausches. Ihr wißt ja selber, was man in einem solchen Zustande vermag — und ihr seid nicht mehr in einem solchen Zustande. Nehmt euch in acht! Ich meine es gut mich euch, und deshalb sage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten, als vor der ganzen heiligen Allianz mitsamt allen Kroaten und Kosaken. Denn erstens liebt man euch nicht in Deutschland, welches fast unbegreiflich ist, da ihr doch so liebenswürdig seid, und euch bei eurer Anwesenheit in Deutschland so viel Mühe gegeben habt, wenigstens der besseren und schöneren Hälfte des deutschen Volkes zu gefallen. Und wenn diese Hälfte euch auch liebte, so ist es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundschaft euch also wenig frommt. Was man eigentlich gegen euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einst im Bierkeller zu Göttingen äußerte ein junger Altdeutscher, daß man Rache an den Franzosen nehmen müsse für Konradin von Staufen, den sie zu Neapel geköpft. Ihr habt das gewiß längst vergessen. Wir aber vergessen nichts. Ihr seht, wenn wir mal Lust bekommen, mit euch anzubinden, so wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rate ich euch daher, auf eurer Hut zu sein. Es mag in Deutschland vorgehen, was da wolle, es mag der Kronprinz von Preußen oder der Dr. Wirth zur Herrschaft gelangen, haltet euch immer gerüstet, bleibt ruhig auf eurem Posten stehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit euch, und es hat mich schier erschreckt, als ich jüngst vernahm, eure Minister beabsichtigen, Frankreich zu entwaffnen. —

Da ihr trotz eurer jetzigen Romantik geborene Klassiker seid, so kennt ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinen, die sich dort bei Nektar und Ambrosia erlustigen, seht ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von solcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es ist die Göttin der Weisheit.

(Aus „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", Drittes Buch, 1834)

Der Deutsche und die Freiheit

„. . . Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein spekulatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu mutmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswert wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben, aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen, und wehe dem rotgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Galant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beteuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter."

„. . . Wenn sie auch Träumer sind, so haben doch manche unter ihnen so schöne Träume geträumt, daß ich sie kaum vertauschen möchte gegen die wachsende Wirklichkeit unserer Nachbarn. Da wir alle schlafen und träumen, so können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unsere Tyrannen schlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals sind wir erwacht, als die katholischen Römer unsere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und siegten, und legten uns wieder hin und träumten. O Herr, spottet nicht unserer Träumer, dann und wann, wie Somnambulen, sprechen sie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann absehen die Wendung der Dinge. Der spleenige Brite, seines Weibes überdrüssig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals und bringt sie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatternde Franzose wird seiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt sie, und tänzelt singend nach den Hofdamen (courtisanes) seines königlichen Palastes (palais royal). Der Deutsche wird aber seine alte Großmutter nie ganz von der Thüre stoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo sie den horchenden Kindern ihre Märchen erzählen kann. — Wenn einst, was Gott behüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken . . ."

(Aus „Englische Fragmente", 1828)

Armes deutsches Volk

. . . Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmut, der von dort herüberwehte nach Deutschland, hat freilich hier und da die Nachtlichter umgeworfen, so daß die roten Gardinen an einigen Thronen in Brand gerieten und die goldenen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen: — aber die alten Häscher, denen die Reichspolizei anvertraut, schleppen schon die Löscheimer herbei, und schnüffeln jetzt um so wachsamer und schmieden um so fester die heimlichen Ketten, und ich merke schon, unsichtbar wölbt sich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutsche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Not! . . .

Von meinem Herzen schmilzt die vornehme Eisrinde, eine seltsame Wehmut beschleicht mich — ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Oder ist es Krankheit? — Meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objektiv bleiben soll, wie es die Kunstschule verlangt, und wie es auch Goethe gethan — er ist achtzig Jahr' dabei alt geworden und Minister und wohlhabend — armes deutsches Volk! Das ist dein größter Mann! . . .

(Aus dem „Schlußwort" zu „Reisebilder II", 1830)

Die große Aufgabe der Zeit

. . . Was ist aber diese große Aufgabe der Zeit?

Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängel-

bande der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, daß Millionen Menschen geschaffen sind als Lasttiere einiger Tausend privilegierter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, solange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war vielleicht notwendig, oder notwendige Bedingung zu den Fortschritten der Zivilisation; jetzt aber hemmt sie diese, empört sie die zivilisierten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit, die mit dem Prinzip der Gesellschaft am unleidlichsten kollidiert, notwendigerweise am tiefsten erbittert, sie haben die Gleichheit zu erzwingen gesucht, indem sie die Häupter derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit.

Laßt uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind — denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Paris an einem gutbesetzten Tische? — dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emanzipation durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden, versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus . . .

(Aus „Reisebilder (Italien)", 1828—1829)

Ich spreche von der französischen Revolution . . .

. . . Die tiefste Wahrheit erblüht nur der tiefsten Liebe, und daher die Übereinstimmung in den Ansichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener späteren Bergprediger, die von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht geflickt, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte.

Ich spreche von der französischen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft . . .

. . . Wie die Helden der Revolution, so hat man die Revolution selbst verleumdet, und sie als ein Fürstenschrecknis und eine Volksscheuche dargestellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all die sogenannten Greuel der Revolution von den Kindern auswendig lernen lassen, und auf den Jahrmärkten sah man einige Zeit nichts anderes als greilkolorierte Bilder der Guillotine. Es ist freilich nicht zu leugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrat, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst Tausende und Abertausende Roturiers und Vilains, Bürger und Bauern gequält, gefoltert und gerädert wurden in der guten alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputiert, ist freilich entsetzlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vatermords oder des Selbstmords beschuldigen soll; aber bei milderungs-gründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenschaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu solchem Opfer drängten und die selbst zu allen Zeiten in weit reichlicherem Maße Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten. Nur zwei Könige, beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Interessen wegen, sondern in äußerster Kriegsbedrängnis, als es sich von ihnen verraten sah, und während es seines eigenen Blutes am wenigsten schonte; aber gewiß mehr als tausend Fürsten fielen meuchlings, und der Habsucht oder frivoler Interessen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der Pfaffen. Es ist, als ob diese Kasten den Fürstenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deshalb den Tod Ludwigs XVI. und Karl I. um so eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einsähen, daß sie als Könige des Volkes im Schutze der Gesetze viel sicherer leben können, als unter der Guarde ihrer adligen Leibmörder . . .

. . . Aber nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verleumdet, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodiert, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder liest, unsere schnöden Verächter, so heißt das Volk die Canaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen, wagen es ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heitres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neueren Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt . . .

(Aus „Englische Fragmente (Die Befreiung)", 1828)

Die Doktoren der Revolution

„Die mehr oder minder geheimen Führer der deutschen Kommunisten sind große Logiker, von denen die stärksten aus der Hegelschen Schule hervorgegangen sind, und sie sind ohne Zweifel die fähigsten Köpfe und die tatkräftigsten Charaktere Deutschlands. Diese Doktoren der Revolution sind die einzigen Männer in Deutschland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört, ich fürchte, die Zukunft."

(Aus „Geständnisse", 1853—1854,
gemeint mit den Doktoren der Revolution sind Marx und Engels)

Über den Kommunismus

Kommunismus ist der geheime Name des furchtbaren Antagonisten, der die Proletarierherrschaft in allen ihren Konsequenzen dem heutigen Bourgeoisie-Regimente entgegengesetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf sein. Wie möchte er enden? Das wissen die Götter und Göttinen, denen die Zukunft bekannt ist. Nur so viel wissen wir: Der Kommunismus, obgleich er jetzt wenig besprochen wird und in verborgenen Dachstuben auf seinem elenden Strohlager hinlungert, so ist er doch der düstere Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beschieden in der mo-

dernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher diesen Akteur nie aus den Augen verlieren, und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er sich zu seinem Debüt vorbereitet. Solche Hindeutungen sind vielleicht wichtiger als alle Mitteilungen über Wahlumtriebe, Parteihader und Kabinettsintriguen.

(Aus „Lutetia", 1847)

Kampf zwischen Besitzlosen und Besitzenden

. . . Der zweite Akt ist die europäische, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede sein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiösen Doktrinen der Vergangenheit in allen Landen sich zu einem verzweiflungsvollen Widerstand erheben, und wird etwa dieser Versuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte absolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Kostüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieses Schauspiel schließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daß man der großen Wasserschlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird vielleicht alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenherde! Wilde, düstere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müßte ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche, daß die älteren johanneischen Tiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht auch zugleich aus Besorgnis über das eigene Schicksal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rate unseren Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.

(Aus „Lutetia", 1842)

Über die Bourgeoisie

. . . Die Bourgeoisie selbst ist ebenfalls vom Dämon des Zerstörens besessen, und wenn sie auch die Republik nicht eben fürchtet, so hat sie doch eine instinktmäßige Angst vor dem Kommunismus, vor jenen düsteren Gesellen, die wie Ratten aus den Trümmern des jetzigen Regiments hervorstürzen würden. Ja, vor einer Republik von der früheren Sorte, selbst vor ein bißchen Robespierrismus, hätte die französische Bourgeoisie keine Furcht, und sie würde sich leicht mit dieser Regierungsform aussöhnen und ruhig auf die Wache ziehen und die Tuilerien beschützen, gleichviel, ob hier ein Ludwig Philipp oder ein Comité du salut public residiert; denn die Bourgeoisie will vor allem Ordnung und Schutz der bestehenden Eigentumsrechte, — Begehrnisse, die eine Republik ebensogut wie das Königtum gewähren kann. Aber diese Boutiquiers ahnen, wie gesagt, instinktmäßig, daß die Republik heutzutage nicht mehr die Prinzipien der neunziger Jahre vertreten möchte, sondern nur die Form wäre, worin sich eine neue, unerhörte Proletarierherrschaft mit allen Glaubenssätzen der Gütergemeinschaft geltend machen würde. Sie sind Konservative durch äußere Notwendigkeit, nicht durch inneren Trieb, und die Furcht ist hier die Stütze aller Dinge . . .

(Aus „Lutetia", 1842)

Der Lyriker

DIE LORELEI

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

(Aus „Buch der Lieder", 1823—1824)

DU BIST WIE EINE BLUME

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

(Aus „Buch der Lieder", 1823—1824)

ES RAGT INS MEER DER RUNENSTEIN

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

(Aus „Neue Gedichte", 1831)

LEISE ZIEHT DURCH MEIN GEMÜT

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass' sie grüßen.

(Aus „Neue Gedichte", 1831)

Der Prosaist

Die Hamburger sind gute Leute und essen gut

Die Stadt Hamburg ist eine gute Stadt; lauter solide Häuser. Hier herrscht nicht der schändliche Macbeth, sondern hier herrscht Banko. Der Geist Bankos herrscht überall in diesem kleinen Freistaate, dessen sichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiser Senat. In der That, es ist ein Freistaat, und hier findet man die größte politische Freiheit. Die Bürger können hier thun, was sie wollen, und der hoch- und wohlweise Senat kann hier ebenfalls thun, was er will; jeder ist hier freier Herr seiner Handlungen. Es ist eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt, den Ludwig Philipp zu finden, so würde er gewiß seinen Franzosen die hamburgischen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg ist die beste Republik. Seine Sitten sind englisch, und sein Essen ist himmlisch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwischen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unsere Philosophen keine Ahnung haben. Die Hamburger sind gute Leute und essen gut. Über Religion, Politik und Wissenschaft sind ihre respektiven Meinungen sehr verschieden, aber in betreff des Essens herrscht das schönste Einverständnis. Mögen die christlichen Theologen dort noch so sehr streiten über die Bedeutung des Abendmahls: über die Bedeutung des Mittagsmahls sind sie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tischgebet auf deutsch spricht, während eine andere es auf hebräisch absingt: beide Parteien essen, und essen gut, und wissen das Essen gleich richtig zu beurteilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Gesetze, die so lange die Gesetze wenden und anwenden, bis ein Braten für sie dabei abfällt, diese mögen noch so sehr streiten, ob die Gerichte öffentlich sein sollen oder nicht: darüber sind sie einig, daß alle Gerichte gut sein müssen, und jeder von ihnen hat sein Leibgericht. Das Militär denkt gewiß ganz tapfer spartanisch, aber von der schwarzen Suppe will es doch nichts wissen. Die Ärzte, die in der Behandlung der Krankheiten so sehr uneinig sind und die dortige Nationalkrankheit (nämlich Magenbeschwerden) als Brownianer durch noch größere Portionen Rauchfleisch oder als Homöopathen durch $^{1}/_{10000}$ Tropfen Absinth in einer großen Kumpe Mockturtlesuppe zu kurieren pflegen: die Ärzte sind ganz einig, wenn von dem Geschmacke der Suppe und des Rauchfleisches selbst die Rede ist. Hamburg ist die Vaterstadt des letzteren, des Rauchfleisches, und rühmt sich dessen, wie Mainz sich seines Johann Fust und Eisleben sich seines Luther zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformation im Vergleich mit Rauchfleisch? Ob beiden ersteren genutzt oder geschadet, darüber streiten zwei Parteien in Deutschland; aber sogar unsere eifrigsten Jesuiten sind eingeständig, daß das Rauchfleisch eine gute, für den Menschen heilsame Erfindung ist . . .

(Aus „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski", 1831)

Der Frühling

. . . Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeschneit, es war mir so verdorrt und tot zumute, dazu kam die leidige Politik, die Trauer um ein liebes gestorbenes Kind, und ein alter Nachärger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich versicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beste attische Breihahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England schon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge schauerten vor Lust und ihre Schneethränen flossen gewaltig, es krachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde schlug die blauen Augen auf, aus ihrem Busen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Wälder, die grünen Paläste der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieses Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen sproßten aus dem Herzen, Freiheitsgefühle, wie Rosen, schossen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Veilchen, dazwischen freilich manch unnütze Nessel. Über die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodien der Poesie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlassene Nest im Norden wieder aufsuchen und das verlassene nordische Herz klang und blühte wieder wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das alles kam. Ist es eine braune oder blonde Sonne gewesen, die den Frühling in meinem Herzen aufs neue geweckt, und all die schlafenden Blumen in diesem Herzen wieder aufgeküßt und die Nachtigallen wieder hineingelächelt? War es die wahlverwandte Natur selbst, die in meiner Brust ihr Echo suchte und sich gern darin bespiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? . . .

(Aus „Reisebilder II (Italien)", 1828—1829)

Verehrer Napoleons

DIE GRENADIERE

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der andere sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bessres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!"

„Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde."

„Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen."

„So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe."

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

(Aus „Buch der Lieder", 1817—1821)

Napoleon in Düsseldorf

. . . Er war eben in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten, die mir Monsieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz schlug den Generalmarsch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldener Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine welthistorische Hütchen. Er ritt ein weißes Rößlein, und das ging so ruhig stolz, so sicher, so ausgezeichnet, — wär' ich damals Kronprinz von Preußen gewesen, ich hätte dieses Rößlein beneidet. Nachlässig, fast hängend, saß der Kaiser, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmütig den Hals des Pferdchens. — Es war eine sonnig mormorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und sie klopfte gutmütig den Hals des Pferdes. Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edelgemessen, wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, schwebte um die Lippen — und doch wußte man, diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Klerisei hatte ausgeklingelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römische Reich tanzte. Und diese Lippen lächelten und auch das Auge lächelte. — Es war ein Auge, klar wie der Himmel, es konnte lesen im Herzen der Menschen, es sah rasch auf einmal alle Dinge dieser Welt, während wir andern sie nur nacheinander und nur ihre gefärbten Schatten sehen. Die Stirne war nicht so klar, es nisteten darauf die Geister zukünftiger Schlachten, und es zuckte bisweilen über dieser Stirn, und das waren die schaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenstiefel-Gedanken, womit der Geist des Kaisers unsichtbar über die Welt hinschritt — und ich glaube, jeder dieser Gedanken hätte einem deutschen Schriftsteller Zeit seines Lebens vollauf Stoff zum Schreiben gegeben . . .

(Aus „Das Buch Le Grand", 1826)

Wider die Heuchelei

SIE SASSEN UND TRANKEN AM THEETISCH (Auszug)

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

„Die Liebe muß sein platonisch",
Der dürre Hofrat sprach.
Die Hofrätin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: „Ach!"

Der Domherr öffnet den Mund weit:
„Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit."
Das Fräulein lispelt: „Wieso?"

(Aus „Buch der Lieder", 1822—1823)

IN DAS ALBUM EINER DAME

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei.

(Aus „Romancero [Aus dem Nachlaß]", 1840—1850)

PROLOG ZUR HARZREISE

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tötet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

(Aus „Buch der Lieder", 1824)

Jude und Freund der Unterdrückten

DAS NEUE ISRAELITISCHE HOSPITAL ZU HAMBURG (Auszug)

Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den bösen drei Gebresten,
Mit Armut, Körperschmerz und Judentume.

Das schlimmste von den dreien ist das letzte,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Nilthal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Dusche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einst der Enkel
Genesen und vernünftig sein und glücklich?

(Aus „Zeitgedichte", 1839—1846)

EIN DUNKLES WEHE (Auszug)

Lange schon, jahrtausendlange
Kocht's in mir. Ein dunkles Wehe!
Und die Zeit leckt meine Wunde,
Wie der Hund die Schwären Hiobs.

(Aus „Romancero [Hebräische Melodien]", 1846—1851)

MIT EINEM EXEMPLAR DES „RABBI VON BACHARACH"

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Märtyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all in den Jordan hinein.

(Aus „Buch der Lieder [Anhang älterer Gedichte]", 1816—1824)

Ironiker und Satiriker

JETZT WOHIN?

Jetzt wohin? der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutschland tragen;
Doch es schüttelt klug das Haupt
Mein Verstand und scheint zu sagen:

„Zwar beendigt ist der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habest einst
Viel Erschießliches geschrieben."

Das ist wahr, unangenehm
Wär' mir das Erschossenwerden:
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetischen Gebärden.

Gern würd' ich nach England gehn,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — schon ihr Duft
Giebt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn,
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitsstall,
Der bewohnt von Gleichheits-Flegeln —

Doch es ängstet mich ein Land,
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien.

Rußland, dieses schöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig schau ich in die Höh',
Wo viel Tausend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat am güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel. —

(Aus „Romancero [Lamentationen]", 1846—1851)

IHR THOREN (Auszug)

Ihr Thoren, die ihr im Koffer sucht!
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Contrebande, die mit mir reist,
Die hab' ich im Kopfe stecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner sind
Als die von Brüssel und Mecheln,
Und pack' ich einst meine Spitzen aus,
Sie werden euch sticheln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten,
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es euch versichern,
Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von konfiszierlichen Büchern.

(Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen", 1844)

NOCH IMMER DAS HÖLZERN PEDANTISCHE VOLK (Auszug)

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.

Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
Sie tragen sie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
Des Zopftums neuere Phase:
Der Zopf, der ehemals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

(Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen")

FRANZOSEN UND RUSSEN GEHÖRT DAS LAND (Auszug)

Franzosen und Russen gehört das Land,
Das Meer gehört den Britten,
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
Die Herrschaft unbestritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier sind wir unzerstückelt;
Die andern Völker haben sich
Auf platter Erde entwickelt. —

(Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen")

ANNO 1829

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreun sich ihres Maulwurfsglücks,
Und ihre Großmut ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezereien
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt,
Ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

(Aus „Neue Gedichte [Romanzen]", 1839—1842)

DAS FRÄULEIN STAND AM MEERE

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter,
Und kehrt von hinten zurück.

(Aus „Neue Gedichte [Verschiedene]", 1832—1839)

HOFFAHRT

O Gräfin Gudel von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menschheit, denn du hast Geld!
Du wirst mit Vieren kutschieren,
Man wird dich bei Hof präsentieren,
Es trägt dich die goldne Karosse
Zum kerzenschimmernden Schlosse;
Es rauschet deine Schleppe
Hinauf die Marmortreppe;
Dort oben, in bunten Reihen,
Da stehen die Diener und schreien:
„Madame la Comtesse de Gudelfeld!"

Stolz, in der Hand den Fächer,
Wandelst du durch die Gemächer,
Belastet mit Diamanten
Und Perlen und Brüsseler Kanten
Dein weißer Busen schwellet
Und freudig überquellet.
Das ist ein Lächeln und Nicken
Und Knixen und tiefes Bücken!
Die Herzogin von Pavia,
Die nennt dich: „cara mia."
Die Junker und die Schranzen,
Die wollen mit dir tanzen;
Und der Krone witziger Erbe
Ruft laut im Saal: „Süperbe
Schwingt sie den Steiß, die Gudelfeld!"

Doch, Ärmste, hast du einst kein Geld,
Dreht dir den Rücken die ganze Welt.
Es werden die Lakaien
Auf deine Schleppe speien.
Statt Bückling und Scherwenzen
Giebt's nur Impertinenzen.
Die cara mia bekreuzet sich,
Und der Kronprinz ruft und schneuzet sich:
„Nach Knoblauch riecht die Gudelfeld."

(Aus „Romancero [Lamentationen]", 1846—1851)

ZWEI RITTER

Krapülinski und Waschlapski,
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit, gegen
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris —
Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland ist süß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und sein Jonathan,
Liebten sich die beiden Polen,
Küßten sich: „Kochan! Kochan!"

Keiner je verriet den andern.
Blieben Freunde, ehrlich treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derselben Stube,
Schliefen in demselben Bette!
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten sie sich um die Wette.

Speisten in derselben Kneipe,
Und da keiner wollte leiden,
Daß der andre für ihn zahle,
Zahlte keiner von den beiden.

Auch dieselbe Henriette
Wäscht für beide edle Polen;
Trällernd kommt sie jeden Monat, —
Um die Wäsche abzuholen.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen;
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern;
Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punsch,
(Es versteht sich: unverzückert,
Unversäuert, unverwässert)
Haben sie bereits geschlückert.

Und von Wehmut wird beschlichen
Ihr Gemüte; ihr Gesicht
Wird befeuchtet schon von Zähren,
Und der Krapülinski spricht:

„Hätt' ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz,
Die im Vaterland geblieben!"

Ihm erwiderte Waschlapski:
„O du bist ein treuer Schlachzitz,
Denkest immer an der Heimat
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz.

„Polen ist noch nicht verloren,
Unsre Weiber, sie gebären,
Unsre Jungfraun thun dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

„Helden, wie der Held Sobieski,
Wie Schelmufski und Uminski,
Eskrokewitsch, Schubiakski,
Und der große Eselinski."

(Aus „Romancero (Historien)", 1846—1851)

Rechtfertigung

Erklärung

Die „Revue Retrospective" erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter anderem veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizots. Der Umstand, daß der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellung, wozu keinerlei Berechtigung durch die „Revue Retrospective" vorlag, diente einem Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung" zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkauft, um seine Regierungsakte zu verteidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daß ich nicht für das, was ich schrieb, jene Unterstützung empfangen haben möge, „sondern für das, was ich nicht schrieb". Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung", die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizotschen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste, beste Tageblatt ist ihr Tribunal; nur von den Assisen der Litteraturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß Großmut als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hilfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten jungen Deutschland, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urteil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten, und zwar auf die Pensionsfonds, angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daß die andern Kassen dermalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich preußischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweisung und zahlte mir jeden Monat meine Pension, regelmäßig, ohne Unerbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notifizieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte." Diese Worte sagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erste und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retrospective", die Beweise geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentischen Quellen, die ihr zugänglich sind, mag sie jetzt, wie es französischer Loyauté ziemt, sich über die Bedeutung und den Ursprung der in Rede stehenden Pension aussprechen.

(Aus „Lutetia", Retrospective Aufklärung, 1843. Diese Erklärung ist in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 23. 5. 1843 abgedruckt worden. Die Vorgeschichte: Thiers und Guizot, Außenminister unter Louis Philippe von Orléans, hatten Heine in den Jahren von 1836—1847 eine Pension in Höhe von jährlich 4800 Franken gezahlt. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde in der „Revue Retrospective" eine Liste aller Personen veröffentlicht, die von der Regierung des „Bürgerkönigs" eine Pension bezogen hatten. Heine, von Deutschland aus, besonders von der „Augsburger Allgemeinen", deswegen scharf angegriffen, verteidigte sich mit vorstehender „Erklärung". Ebenso unberechtigt traf ihn der Vorwurf, er habe sich in Frankreich naturalisieren lassen. Siehe auch Teil II „Meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls").

Geist und Witz seine Waffen

WELTLAUF

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts hast;
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

(Aus „Romancero (Lamentationen)", 1849—1851)

ALSO FRAGEN WIR BESTÄNDIG

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

(Aus „Letzte Gedichte", 1853—1856)

EPILOG

Unser Grab erwärmt der Ruhm.
Thorenworte! Narrentum!
Eine beßre Wärme giebt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine beßre Wärme
Wärmt dem Menschen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken,
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, atmen, schnaufen,
Und beneidenswerter sind,
Als der Thetis großes Kind. —
Der Pelide sprach mit Recht;
„Leben wie der ärmste Knecht
In der Oberwelt ist besser,
Als am stygischen Gewässer
Schattenführer sein, ein Heros,
Den besungen selbst Homeros."

(Aus „Letzte Gedichte", 1853—1856)

DIESSEITS UND JENSEITS DES RHEINS

Sanftes Rasen, wildes Kosen,
Tändeln mit den glühnden Rosen,
Holde Lüge, süßer Dunst,
Die Veredlung roher Brunst,
Kurz, der Liebe heitre Kunst —
Da seid Meister ihr, Franzosen!

Aber wir verstehn uns baß,
Wir Germanen, auf den Haß.
Aus Gemütes Tiefen quillt er,
Deutscher Haß! Doch riesig schwillt er,
Und mit seinem Gifte füllt er
Schier das Heidelberger Faß.

(Aus „Romancero (Lamentationen)", 1851)

DAS PROJEKTIERTE DENKMAL GOETHES ZU FRANKFURT AM MAIN

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen!
Frankfurts Bewohner haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen", —
So denken sie, — „daß wir des Manns Genossen,
Daß unserm Boden solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen."

O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

In Windeln war er einst euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser.

(Aus „Buch der Lieder (Anhang älterer Gedichte)", 1816—1824)

GOTT GAB UNS . . .

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzustreben,
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unsre Menschheit kleben solle;
Um ein Stillstandsknecht zu sein,
Gnügte uns ein einz'ges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar,
Daß wir schauen rein und klar;
Um zu glauben, was wir lesen,
Wär e i n Aug' genug gewesen.
Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir schauen und begaffen,
Wie er hübsch die Welt erschaffen
Zu des Menschen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gassen
Sollen wir die Augen brauchen,
Und uns dort nicht treten lassen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz besonders plagen,
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott versah uns mit zwei Händen,
Daß wir doppelt Gutes spenden;
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eisentruhn,
Wie gewisse Leute thun —
(Ihren Namen auszusprechen,
Dürfen wir uns nicht erfrechen —
Hängen würden wir sie gern.
Doch sie sind so große Herrn!
Philanthropen, Ehrenmänner,
Manche sind auch unsere Gönner,
Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen).

Gott gab uns nur eine Nase,
Weil wir zwei in einem Glase
Nicht hineinzubringen wüßten,
Und den Wein verschlappern müßten.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Mit dem einen Maule schon
Schwätzt zu viel der Erdensohn.
Wenn er doppelmäulig wär',
Fräß' und lög' er auch noch mehr.
Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er schweigen unterdessen,
Hätt' er aber Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.

Mit zwei Ohren hat versehn
Uns der Herr. Vorzüglich schön
Ist dabei die Symmetrie.
Sind nicht ganz so lang wie die,
So er unsern grauen, braven
Kameraden anerschaffen.

Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn
Meisterstücke anzuhören —
Gäb' es nur Tonkunst-Kolik
Und Hämorrhoidal-Musik
Von dem großen Meyerbeer,
Schon e i n Ohr hinlänglich wär'. —

Als zur blonden Teutolinde
Ich in solcher Weise sprach,
Seufzte sie und sagte: Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,
Kritisieren unsern Schöpfer
Ach, das ist, als ob der Topf
Klüger sein wollt' als der Töpfer!
Doch der Mensch fragt stets: Warum?
Wenn er sieht, daß etwas dumm.
Freund, ich hab' dir zugehört,
Und du hast mir gut erklärt,
Wie zum weisesten Behuf
Gott dem Menschen zwiefach schuf
Augen, Ohren, Arm' und Bein',
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Nas' und Mund —
Doch nun sage mir den Grund:
Gott, der Schöpfer der Natur,
Warum schuf er . . . . .

(Aus „Letzte Gedichte", 1853—1856)

Aphorismen

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

Judentum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Exarchat Gottes.

Christentum — Demokratie: ein Gott, der alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebene Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurteil gegen den Verfasser, eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um 10 Uhr Messe lesen und um 12 Uhr in der Synagoge singen will — warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll geebnet werden, nivelliert, . . . und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorübereilt. Demokratische Wut gegen das Besingen der Liebe — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor und die Gesamtheit drängt sie zurück.

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte uns wieder: er gab uns die Kartoffel.

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

(Aus „Vermischte Schriften [Gedanken und Einfälle]". Die Entstehung dieser Aphorismen erstreckt sich über die gesamte Schaffensperiode Heines.)

Sein Herz in Deutschland

ABSCHIED VON PARIS (Auszug)

Denkt euch, mit Schmerzen sehne ich mich
Nach Torfgeruch, nach den lieben
Heidschnucken der Lüneburger Heid',
Nach Sauerkraut und Rüben.

Ich sehne mich nach Tabaksqualm,
Hofräten und Nachtwächtern,
Nach Plattdeutsch, Schwarzbrot, Grobheit sogar,
Nach blonden Predigerstöchtern.

Auch nach der Mutter sehne ich mich,
Ich will es offen gestehen,
Seit dreizehn Jahren hab' ich nicht
Die alte Frau gesehen.

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen,
Ich drücke dich so fest an mein Herz,
Und muß dich doch verlassen.

Die lechzende Qual, sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke —
Muß wieder atmen deutsche Luft,
Damit ich nicht ersticke.

Die Qual, die Angst, der Ungestüm,
Das steigert sich bis zum Krampfe,
Es zittert mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutschen Boden stampfe.

(Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen", 1844)

UND ALS ICH DIE DEUTSCHE SPRACHE VERNAHM
(Auszug)

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zu Mute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

(Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen")

SEIT ICH AUF DEUTSCHE ERDE TRAT
(Auszug)

Seit ich auf deutsche Erde trat,
Durchströmen mich Zaubersäfte —
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.

(Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen")

SEI MIR GEGRÜSST, MEIN VATER RHEIN
(Auszug)

Sei mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie ist es dir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht
Mit Sehnsucht und Verlangen.

(Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen")

ICH BIN EIN DEUTSCHER DICHTER
(Auszug)

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

(Aus „Buch der Lieder [Die Heimkehr]", 1823—1824)

ICH HATTE EINST EIN SCHÖNES VATERLAND

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!"
Es war ein Traum.

(Aus „Neue Gedichte [Verschiedene]", 1832—1839)

Literaturhinweis

Heines sämtliche Werke, Verlag Gustav Fock, Leipzig

Biese, „Deutsche Literaturgeschichte", Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1922

François-Poncet, „Plädoyer für Heinrich Heine", Deutsche Universitätszeitung, 1955/11

Friedell, „Kulturgeschichte der Neuzeit", 3. Band, George Allen & Unwin, London, 1940

Hirth, „Heinrich Heine, Bausteine zu einer Biographie", Florian Kupferberg-Verlag, Mainz, 1950

Marcuse, „Heinrich Heine, Ein Leben zwischen Gestern und Morgen", Rowohlt-Verlag, Hamburg, 1951

Marcuse, „Heine und Marx", Der Monat, 1954/64

Reinhold, „Heinrich Heine", Verlag des Druckhauses Tempelhof, Berlin, 1947

Das Titelblatt stellt Heinrich Heine im Jahre 1831 dar. Nach einer Lithographie nach dem Gemälde von M. Oppenheim, entnommen „Biese, Deutsche Literaturgeschichte".

Diese Publikation wurde verfaßt von Herbert Lilge, Hess. Landeszentrale für Heimatdienst, Wiesbaden, Postfach 389.
Druck: Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden.